Zeitschrift: Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde

Band: 55 (1959)

Heft: 3

Artikel: Grundfragen des Volkslebens bei Jeremias Gotthelf

Autor: [s.n.]

Kapitel: IV: Brauchgebundenes Gemeinschaftsleben

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-115325

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 25.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

«dass er nicht gegen irgend jemand fehle»[1]. Aber auch der Schlechte muss mindestens «machen, was der Brauch sei, ... sonst werde man verbrüllet»[2]. Die Selbstsucht wird gezähmt, Brauch steht tatsächlich über dem Glust[3].

Bald wird auch ein Brauch gar nicht mehr als Zwang empfunden. Jede neue Kutte wird am Ende eine alte und den Bauern so lieb als eine frühere alte[4]. Das volkstümliche Bedürfnis nach Akkommodation und die Fähigkeit dazu sind erstaunlich. Zwang wird zur Gewohnheit. Der Brauch erleichtert das Gemeinschaftsleben, indem er bei Meinungsverschiedenheiten entscheidet. Vielleicht möchten bei der Wahl eines Taufnamens persönliche Liebhabereien befriedigt werden: Der Vater findet, Johannes klinge lieblich, der Grossvater, Daniel habe etwas Majestätisches; schliesslich wählt die Mutter aus eigener Vorliebe und zugleich dem Brauche gemäss den Namen des Vaters – und die andern fügen sich[5].

Unschätzbar kann der Brauch als Lebenshilfe für den Einzelnen sein. Er enthebt schwerer Verantwortung. Ohne den geringsten Kummer hätte Hansli Jowäger den Jakobli (als Nachtbuben) ganze Nächte ausbleiben sehen; «denn warum sollte ihm etwas Kummer machen, was Grossvater, Vater und er getan, was der Brauch war?»[6]. Der Brauch sorgt für die Ökonomie der Kräfte: Die beiden schwierigen Fragen «Was koche ich heute?» und «Was ziehe ich an?» sind für eine Bäuerin zum voraus entschieden. Die so wichtige Werbung um eine Frau wird für den Freier wie für den Vater um vieles erleichtert, weil Rede und Gegenrede brauchmässig feststehen; ebenso brauchtümlich beginnen Mutter und Umworbene zu weinen und zu gruchsen[7]. Und wie froh ist man, bei einem Todesfall genau zu wissen, «was üblich ist in solchen Fällen»[8].

IV. Brauchgebundenes Gemeinschaftsleben

Nachdem nun Gemeinschaft und Brauch gesondert betrachtet worden sind, bleibt noch, über ihr Zusammenwirken im brauchgebundenen Gemeinschaftsleben zu handeln. Gotthelf beschreibt das bernische Landvolk so eingehend, dass es möglich wäre, sein Leben unter diesem Gesichtspunkt systematisch darzustellen. Das ginge aber weit über den Rahmen einer Skizze hinaus. Wir wählen einige wenige

[1] 3, 129. [2] 23, 173. [3] Siehe S. 160. [4] 3, 347.
[5] 3, 121f.; zur Namenwahl ferner 1, 15f.; 21, 143 (Sonntag des Grossvaters).
[6] 5, 25. [7] 20, 270ff. (Michel). [8] 11, 276.

Beispiele aus dem Alltagsleben, stellen dann einen knappen Festkalender zusammen und versuchen zum Schluss, wenigstens von einer Lebensspanne, dem Leben der Ledigen, ein ausführlicheres Bild zu zeichnen.

a) Aus dem Leben des Alltags

Im Grunde ist das Alltägliche das Wichtigste. Selbstverständlich ist zum Beispiel der Name[1]. Aus der Namenfülle des Jahreskalenders wird eine verhältnismässig kleine Zahl bevorzugt und ausgewählt. Die Männer heissen Johannes, Jakob oder Joggeli, Hans Jakob, Sami, Peter, Res, Steffen, Sepp, Mias, Christen, Benz, Gläis[2] oder Klaus, Uli, Hans Uli, Heiri; die Frauen Marei, Anneli, Annemarei oder Meyeli, Bäbi oder Anne Bäbi, Gritli oder Gretli, Lisi, Eysi oder Bethli, Mädeli, Züseli, Stüdi[3], Stini, Rösi oder Ürsi. Biblische Namen stehen entschieden obenan. Unwillkürlich hat man den Eindruck, diese Bauern hätten seit Urväterzeiten so geheissen.

Für das Zusammenleben hochbedeutsam ist etwas so Gewöhnliches wie der Gruss[4]. Er wirkt als Schiboleth. Wer eine Grußsitte missachtet, macht sich unmöglich: Es bedeutet auf dem Land eine Beleidigung, «nach einigem Nichtsehen» die Hand nicht zu reichen[5]. Dagegen ist es nicht «der Brauch», einander beim Abschiednehmen zu küssen[6], wie überhaupt auf dem Land das Küssen «nicht dick gesehen wird», nicht einmal unter Liebesleuten[7]. Am Morgen sagt man 'Guten Tag' (gäb ech Gott)[8], den Tag über 'Gott grüess ech'[9] oder 'Gottwillche', 'Bis (mir) Gottwillche'[10], am Abend 'Guten Abend gebe euch Gott' – der Gegengruss lautet dann 'Danke Gott' oder ähnlich[11]. Die Grüsse kommen auch verbunden vor: 'Grüss Gott und einen guten Abend geb dir Gott' mit dem Gegengruss 'Grüss Gott dich wieder'[12]. Wer am Essen sitzt, wird mit 'Grüss Gott, und Gott segn echs' angeredet[13]. Der Scheidegruss am Abend heisst 'Gut Nacht (geb dir Gott)'[14], der allgemeine Abschiedsgruss 'Bhüet Ech Gott'[15] oder 'Läbit wohl'[16], auch 'adie (wohl)'[17], je nach den Umständen gefolgt von

---

[1] Zur ganzen Frage: Atlas der schweizerischen Volkskunde (ASV), Karten II, 207ff. und Kommentar II, 347ff.

[2] Siehe 21, 143 (Sonntag des Grossvaters). [3] 18, 73 (Christen): Stüdi = Christina.

[4] ASV Karten I, 1–5; Kommentar I, 1ff. – Weiss, Volkskunde 269f.

[5] 3, 75; 4, 378; siehe auch S. 159. [6] E2, 60; anders Gotthelf selber: E9, 146.

[7] 16, 374 (Wie Joggeli ...); ferner 5, 125. 346; 15, 28f. (Wassernot); 22, 273f. (Frau Pfarrerin). [8] 1, 133; 8, 309; lustig 5, 84. [9] 3, 74.

[10] 4, 20; 6, 14. 15. [11] 12, 470; vgl. 2, 158; 5, 142; 18, 56 (Christen).

[12] 18, 86. [13] 14, 150. [14] 3, 44; 10, 97.

[15] 2, 159. Das Verb 'bhüete' für 'Abschied nehmen': E9, 41 (siehe Id 2, 1796).

[16] 5, 142; 11, 82. [17] 5, 335; 8, 220.

'Vergelts Gott'[1] oder 'Zürnet nüt'[2]. Wer mit einem Wagen fortfährt, ruft den Pferden 'Hü, i Gotts Name'[3] zu, beim Betreten eines fremden Stalles wünscht man 'Glück in den Stall'[4]. Auffallen muss, dass die meisten Grüsse wie die Namen christlich gefärbt sind.

Mit besonderem Nachdruck begrüsst man einander in schicksalschweren Augenblicken. Der Schwiegervater kommt unter dem Dachtrauf hervor, um die junge Sohnsfrau «in Gottesnamen» zu bewillkommnen, und diese tritt über die Schwelle mit den Worten: «Guten Abend geb Euch Gott, segn is Gott Usgang und Ygang und bhüet is vor allem Bösen in alle Ewigkeit!»[5] Und in der Stube drinnen wiederholt sie ihre Begrüssung, wünscht ihm von Gott nicht nur einen guten Abend, sondern «ein langes Leben und Gsundheit bis äne us»[6].

Es kann hier nur angedeutet werden, dass das Wichtigste im Bauernleben, die Arbeit, weitgehend brauchmässig vor sich geht. Bei den Jowäger lernt man das traditionalistische 'Bauern' recht gut kennen[7]. Immerhin haben die Bauern in den letzten fünzig Jahren etwas gelernt[8], findet Gotthelf, und dank neuen Methoden sieht die ganze Gegend viel besser aus[9]. Mitten im Umbruch erscheint das ganze Bauernwesen in der 'Vehfreude'; man erlebt den Übergang vom Ackerbau zur Milchwirtschaft mit. Sobald dieser aber vollzogen ist, wird neue Überlieferung in ihre Rechte treten und neuen Brauch schaffen. Noch achten die Bauern auf die Wetterregeln und auf die Lostage: auf die zwölf Tage, vom kürzesten an gezählt, auf Lichtmess, auf den Agathe-, Gregors-, Urbanustag[10]. Allbekannt ist, wie sehr der Mond das Wetter und das Gedeihen der Pflanzen bedingt[11]. Der unentbehrliche Kalender lehrt, wann es winden, regnen, hageln wird, «wenn Neu und Wedel sei, und die Zeichen alle, wenn Haarschneiden gut sei und bschütten und Bohnen setzen und zAcker fahren und den Hühnern die Flügel beschneiden, dass der Habicht sie nicht nimmt, und Weizen säen, dass die Spatzen ihn nicht fressen»[12]. Eine rechte Bäuerin muss die guten 'Zeichen' wissen[13].

Wie die Arbeit, so das Essen[14]. Nachdem jedes seinen bestimmten Platz eingenommen, wird das Tischgebet verrichtet, leise[15] oder von einem Kind «in der Kehr» laut gesprochen[16]. Gekocht wird nur das Übliche. Während in den obern Ständen «immer etwas Neues, Verflüch-

[1] 1, 135. [2] 11, 82. [3] 12, 265.
[4] 19, 187 (Hans Joggeli) mit Deutung Gotthelfs. [5] 6, 14. [6] 6, 17.
[7] 6, 129f.; ferner etwa 1, 329f.; 2, 337f.
[8] 23, 18f. [9] 1, 299f. [10] 10, 199. [11] 23, 96f.
[12] 22, 242 (Frau Pfarrerin); ferner 14, 22. 155.
[13] 20, 199 (Michel); auch 9, 406; 13, 295. [14] Weiss, Volkskunde 128ff.
[15] 16, 369 (Wie Joggeli ...); 18, 87 (Christen). [16] 13, 17; siehe auch 5, 11.

teres» den Gaumen kitzeln muss, würden die Bauern ungewohnte Speisen ausspucken[1]. «Eigenes Gewächs» schätzt man am höchsten[2].

Ein deutlicher Wandel in der Wahl der Speisen lässt sich freilich feststellen. Als Joggeli in der 'Glungge' jung war, sah man in den Bauernhäusern Kaffee und Brot selten auf dem Tisch. Man hatte Rüben, Kraut, frisches und gedörrtes Obst, Hafermus, Haferbrei und Milch. Fleisch gab es an den meisten Orten nur jeden dritten Sonntag, dürres, gut gesalzenes, oft drei Jahre alt[3]. Haferbrei und Hafermus oder Suppen waren «die alte Landeskraft»[4], «unserer Väter Speisen»[5], die nun verachtet werden. Denn jetzt stehen Brot, Kartoffeln, Kaffee obenan. In den Augen der Bergler sind die Bauern des Flachlandes Brotfresser und Erdäpfelbäuche[6]. Das Brot wird hoch geachtet; einen, der Brot schändet, flieht der Landmann fast wie den, der während eines Gewitters flucht[7]. Für die Armen bedeutet es eine Kostbarkeit[8], und bei altmodischen, geizigen Bauern wird nur alle drei Wochen gebacken und jeder Laib eifersüchtig gehütet[9]. Wenn man am Samstag bäckt, macht man «nach üblicher Sitte Kuchen ... für das ganze Hausgesinde über den Tisch weg»[10]. Seit den Hungerjahren 1816/17 ist die Kartoffel ein Hauptnahrungsmittel geworden[11]; die schlechten Kartoffelernten der Jahre 1845 und 1846 sind ein Landesunglück[12]. Mindestens zweimal im Tag verlangen die Diensten nach Kaffee[13]. Ohne ihn könnten die Weiber nicht mehr auskommen; er ist der grösste Frauentröster[14]. Leckereien kennt man kaum, Zucker gilt als Kostbarkeit[15].

Mit dem Morgenessen wird es recht verschieden gehalten. Die Jowäger haben eine Schüssel Rösti (und offenbar Milchkaffee)[16]. In einem andern Haus isst man Suppe – ohne Brot, wird gerügt – und Kraut[17], in einem dritten Suppe, Brei, Milch, Brot[18], in Gytiwyl Kraut und Milch, dazu Brot[19]. Bei der Garnliese gibts Kaffee «und nicht so langes, zähes, ungeschmalzet Kraut, ... an dem eine Ländersau erworgen müsste,»[20] wie bei den Bauern, beim Schulmeister Milchkaffee und Erdäpfelbitzli[21]. Zum Mittagessen stellt man Suppe, Gemüse («Kraut»[22], Rüben[23]. Bohnen[24], Erbsen[25]) auf, kein Fleisch, wohl aber Kartoffeln. Gegen den Durst wird dazu aus gemeinsamem Napf Milch gelöffelt[26]. Rossmilch macht stark wie ein Ross[27]. Gut gegen Durst ist

[1] 14, 139. [2] Lustig 10, 101f. [3] 11, 49f. [4] 10, 228.
[5] 20, 130 (Michel). [6] 9, 345. [7] 23, 145f. [8] 3, 412; 10, 225.
[9] 1, 138; ähnlich 18, 87f. (Christen). [10] 7, 71. [11] 15, 16 (Wassernot).
[12] 10, 116ff. 284ff. [13] 11, 50. [14] 11, 208; ähnlich 8, 250.
[15] 5, 108; 11, 403; 17, 12 (Schwarze Spinne). [16] 6, 30; siehe auch 1, 330f.
[17] und [18] 16, 366; 369 (Wie Joggeli...). [19] 2, 321; die Schnitter auf dem Feld: 3, 397.
[20] 2, 253. [21] 3, 413; bei einem andern Erdäpfelsuppe (2, 120).
[22] 4, 10; 10, 224. [23] 11, 50. [24] 22, 227 (Der Besuch); E 2, 52. [25] 4, 280.
[26] 20, 151 (Michel); 11, 60. 73. [27] 20, 143; ähnlich vom Fleisch 5, 15.

auch Salat[1]. Zum Nachtessen haben die Bauern auf der 'Sonnhalde' geschwellte Erdäpfel, dazu eine Schüssel Milch, und das Brot geht herum, damit jedes sich abschneide[2]. Als Znüni am Morgen macht Anne Bäbi den im Felde Arbeitenden Brot und Brönz bereit[3]; auch um drei Uhr nachmittags gibt es eine Zwischenmahlzeit[4]. Meistersleute haben «zwüsche yche» im Stübli etwa einen Kaffee, dagegen gehört es sich nicht, dass sie sich im Gegensatz zu den Diensten alle Tage ein Möckli Fleisch oder gar ein Eiertätschli erlauben[5].

In ärmeren Haushaltungen geht es knapp genug zu; da kennt man fast jahraus, jahrein nichts als Kaffee und Erdäpfel. Brot gibts möglichst wenig, Fleisch vielleicht an Festtagen[6]. Käthi die Grossmutter macht zum Mittagessen gesottene Erdäpfel und ein Süpplein; als Dessert bekommt der Enkel ein Schnefelchen Brot[7]. Ein weisses Brötchen oder ein Wecken bedeuten hohen Genuss[8].

Auch das Sonntagessen ist zum voraus bekannt. Am Sonntag hat man Zeit, an das Essen zu denken, an den Sauerkabis, und ob vielleicht Fleisch dabei sei, Kuhfleisch oder Schwynigs oder vielleicht gar keins[9]. In besseren Häusern gibt es nach der Suppe «Köch» (Gemüse, gedörrtes Obst) und Fleisch darauf (Speck, grünes oder dürres Rindfleisch, zur Zeit der Metzgete auch Würste); Fleisch fehlt da am Sonntag so selten, wie es an Werktagen aufgetragen wird[10]. Etwas besonders Gutes sind ferner Eiertätsch, Eierbrot[11], Specksalat[12]. Auch am Sonntag wird der Durst mit Milch oder an der Brunnenröhre gelöscht[13]; Wein stellt man nur auf, wenn Besuch kommt[14]. Arme (etwa Schulmeister) essen am Sonntag Suppe, Äpfelschnitze und Erdäpfelbitzli, zum Nachtisch ein Stücklein schwarzes Brot, Fleisch gibts jeden dritten Sonntag[15]. Zum Nachtessen hat man sonntags im Bauernhaus Milchkaffee und Erdäpfelröste[16].

b) Der Festkalender

Festliche Tage sind in dem einfachen, eintönigen und oft mühseligen Arbeitsleben nötig und «glänzen durchs Leben wie ein goldenes Gestirn am hohen Himmelsbogen»[17]. Die Darstellung festlichen Brauchtums nimmt in Gotthelfs Werken einen breiten Raum ein.

---

[1] 11, 60. [2] 18, 87 (Christen). [3] 5, 165. [4] 11, 50.
[5] 4, 147; 16, 363 (Wie Joggeli...). [6] 22, 158 (Barthli); ähnlich 2, 83; 3, 95.
[7] 10, 195. [8] 2, 49; 3, 138; 10, 45. [9] 14, 83; ferner 4, 55.
[10] 21, 135 (Sonntag des Grossvaters); ähnlich 13, 17.
[11] 6, 16; 10, 193f.; 22, 158 (Barthli). [12] 10, 133.
[13] 13, 17; 21, 135 (Sonntag des Grossvaters). [14] Zum Beispiel 4, 25. [15] 3, 98.
[16] 7, 95. [17] 11, 113.

Ganze Kapitel der grossen Romane sind ihm gewidmet[1], und in verschiedenen kleineren Erzählungen spielt es bedeutungsschwer hinein, am schönsten in der 'Schwarzen Spinne'.

1. Bäuerliche Arbeitsfeste

Sie wachsen ganz natürlich aus dem Alltag heraus. In ihnen herrscht der Gemeinschaftsgedanke vor, wie ja festlicher Brauch in besonderem Masse Gemeinschaftsbrauch ist. Gewisse Arbeiten wie Heuen, Kornernten, Hanfbrechen, Dreschen werden gemeinschaftlich verrichtet. Ihr Abschluss muss gefeiert werden. Heuete[2] und Dreschete[3] zählen zu den «mindern» bäuerlichen Festtagen[4]. Gotthelf beschreibt sie nie; sicher bestand die ganze Festlichkeit in einem reichlichen Abendessen, wohl «mit Küchli, Nidle, Fleisch, Reisbrei usw.»[5]. An einer Brechete[6], ebenfalls einem solchen «minderen» Fest, «geht es selten ohne Brönz ab»[7]. Die gedingten Mädchen oder Weiber müssen am Abend gehörig verköstigt werden; da «mues es Bry sy, Rysbry u Fleisch zweuer Gattig, susch wird me verbrüelet ds Lang uf un ab . . .»[8]. Als grosse bäuerliche Festtage, auch als «Familienfeste» gelten die Metzgeten und die Sichleten[9]. Auch ein Schlachtfest schildert der Dichter nie; offenbar schlachtete man meist in der Fastnachtszeit ein Schwein[10]. Ein zukünftiger Schulmeister träumt davon, wie ihm Würste und Säuprägel gebracht werden[11]; ein Lehrer wird tatsächlich zum Wurstmahl eingeladen[12]. Die Sichleten, «einer der Haupttage im Bauernleben»[13], wird auf einen Samstag gelegt. Das überreichliche Mahl dauert bis in den Sonntagmorgen hinein. Am Schnittersonntag ist in den Wirtshäusern Tanz[14].

2. Die Feste des Jahreskreises

Unter den Jahresfesten sind einige rein kirchlicher Natur, bei andern mischen sich Volksglaube und Volksbrauch hinein, bei noch andern überwiegt der unkirchliche Volksbrauch.

Die Adventssonntage werden nie besonders hervorgehoben, ebenso wenig tritt in dieser Zeit irgend eine drohende oder bescherende Gestalt in der Art eines Niklaus auf[15]. Weihnacht und Neujahr sind in ihrem Brauchtum eng miteinander verknüpft[16]. An der Weihnacht,

---

[1] Zum Beispiel Bd. 3, Kapitel 9. 24. 25; Bd. 4, Kapitel 26; Bd. 8, Kapitel 1.
[2] Vgl. Id 2, 1308 s.v. Krä-Hane und 2, 1465 f. s.v. Gable- oder Segese-Henki.
[3] 2, 205 Fleglete genannt; siehe Id 5, 1242. [4] 14, 128. [5] Ebenda.
[6] Id 5, 340. [7] 14, 128. [8] 23, 56.
[9] 14, 128; 2, 205. [10] 12, 23. [11] 2, 100f. [12] 1, 84. [13] 4, 207.
[14] 2, 203. [15] In einem Vergleich erscheint einmal «ein heiliger Niklaus» (13, 17).
[16] ASV Kommentar II, 22ff.

«einem grossen Tag im Volksleben»[1], ist Abendmahl und zweimal Predigt. Die Bräuche des Tages sind bescheiden. Während Gotthelf den Weihnachtsbaum kennt und auf ihn anspielt[2], kommt er in seinen Bauerngeschichten nicht vor. Als besonderes Gebäck hat man Weihnachtsringe[3]. Üblich ist eine bescheidene Bescherung der Kinder. Eine Grossmutter gibt ihrem Liebling Lebkuchen, das Weihnachtskindli habe sie ihm gebracht. Die andern Kinder werden vertröstet, «ds Wiehnechtkingli syg jetz scho gar wyt weg, es u sys Eseli»[4]. Johannesli erlebt in der Frühe des Weihnachtstages seine Bescherung, bestehend aus acht Nüssen, einem bezuckerten Schäfchen mit einem Pfeifchen als Schwanz, einem Lebkuchen[5]. Kinder bitten die Eltern, sie sollten ihnen das Weihnachtskind kommen lassen (oder: kommen heissen)[6]. Der Pfarrer benützt in seiner Predigt den Anlass, vom gabenspendenden Weihnachtskindlein auf das wahre Weihnachtskind hinzuweisen[7]. Gotthelf selber berichtet, ehemals seien Weihnachts- oder Neujahrskinder in den Häusern umgegangen, hätten sich von den Kindern beschauen lassen und ihnen Geschenke gebracht[8]. Einmal erscheinen am Weihnachtstag die Paten und bringen Kindern das Gutjahr und Weihnachtringe[9]. Weihnachten ist im Volksglauben als Lostag wichtig. Um Mitternacht legt man in Bibel oder Psalmbuch ein Zeichen, am frühen Morgen liest man die aufgeschlagenen Stellen und gewärtigt je nach ihrem Sinn Trübes oder Helles fürs kommende Jahr[10]. In der Heiligen Nacht können die Tiere eine Stunde lang reden und verhandeln dann ihre Meister[11]. Die alte Weihnacht (nach dem Julianischen Kalender) wird noch als Feiertag gehalten[12].

Neujahr, der wichtige Einschnitt zwischen den Jahren, hat mehr weltlichen Anstrich[13]. Eine Stunde lang wird am Silvester das alte Jahr mit allen Glocken ausgeläutet, am Neujahrsmorgen um fünf Uhr

---

[1] 10, 198. [2] 10, 204f.; 17, 347 (Koppigen); 22, 196 (Barthli).
[3] 10, 204. [4] 3, 240f.; ähnlich 16, 173 (Dursli). [5] 10, 204.
[6] 10, 204. 205. [7] 14, 116ff.
[8] 15, 258 (Armennot). Es ist wohl eher an städtische Verhältnisse gedacht.
[9] 16, 191 (Dursli). [10] 10, 199ff.
[11] Von Gotthelf zu einer kurzen Geschichte ausgestaltet: 'Mitternächtliche Reden gehört zu Krebsligen zwischen zwölf und ein Uhr in der Heiligen Nacht' (18, 105ff.).
[12] 17, 142 (Elsi). – Die Angaben über die Weihnacht können durch eine Briefstelle ergänzt werden, in der Gotthelf als Gewährsmann seinem Freund Hagenbach Auskunft gibt (E6, 45): Die Weihnachtssitten seien im Emmental unbedeutend, Weihnachtsbäume nicht üblich, die Geschenke unbedeutend – «an vielen Orten gibt man sich gar nichts, an andern kommt das Neujahrkindlein». Es werde Blei ausgelassen und mit 12 Loszwiebeln das Wetter erforscht. Eigentümlich scheinen Gotthelf das Reden der Tiere und die Feier der alten Weihnacht und des alten Neujahrs. «An der alten Weihnacht wird in sehr vielen Häusern kein Streich gearbeitet, kein Ross aus dem Stalle genommen».
[13] 10, 206ff.; 14, 122ff.

ebenso das neue eingeläutet[1]. Am Morgen ist Gottesdienst[2]. An diesem Tag geben die Paten die üblichen Geschenke. Die Patenkinder haben im Brauch, zu Neujahr zu kommen[3]. Sie erhalten «ein sogenanntes Gutjahr: Hemd, Strümpfe, einen grossen (Neujahrs-)Ring[4].» Mägden schenkt eine Bäuerin Hemden zum Gutjahr[5]. Es gibt aber auch Eltern, die an diesem Tage zum Zeichen der Liebe den Kindern eine kleine Freude machen[6]; das Neujahrkindlein soll die Gaben gebracht haben[7]. Auf ein Neujahrsbäumlein, geschmückt und mit goldenen Nüssen behangen, wird angespielt[8]. Obwohl verboten, wird noch «Tag und Nacht vor den Häusern» das Neujahrsingen geübt[9].

Das Neujahr gehört zu den grossen bäuerlichen Festen[10]. Zusammen mit den Dienstboten neujahret die Familie am Neujahrsabend «nach allgemeinem Gebrauch»[11]. Als besonderes Backwerk hat man Neujahrsringe[12]. Bei Wein, Wecken und zwei Arten Fleisch sitzen alle beisammen, essen «von allem, bis sie nicht mehr möchten», und wollen lustig sein[13]. Auch in armen Familien gönnt man sich etwas[14]. In der Alt- und Neujahrsnacht ist im Wirtshaus Tanz[15], ebenso am 2. Januar[16]. Am alten Neujahr «gehts von vornen los»[17] mit Tanzen; neuerdings nimmt die vornehme ländliche Jugend sogar an einer Partie, einem Ball, teil[18]. Die Bauern lachen die dummen Städter aus, die nicht wissen, dass das alte Neujahr der 13. Januar ist[19]. Das Wetter an Neujahr ist von Vorbedeutung[20].

Der Dreikönigstag scheint nicht gefeiert zu werden. Die Fastnacht, zu den Familienfesten gerechnet[21], wird mit Küchli begangen[22]. Schweine werden vom Michelstag bis zur Fastnacht gemästet[23]; also hat man in der Fastnachtszeit Wurstmähler. Das «Tschämelen» (Maskenlaufen) der jungen Leute ist verboten[24].

Ein bemerkenswerter Festtag der bernischen reformierten Kirche ist zu Gotthelfs Zeit der 'Frauentag', Mariae Verkündigung (25. März) mit Gottesdienst und besonderer Liturgie. Es soll an diesem Tage das Wunder von Gottes geheimnisvollem Ratschluss «erwogen» werden, «nach welchem dein ewiger Sohn aus dem Fleisch und Blut der Jung-

---

[1] 10, 208ff. [2] 10, 210ff. – Mehrere Neujahrspredigten des Pfarrers Bitzius E 3.
[3] 7, 190. [4] 10, 213. [5] 6, 26. [6] 15, 226f.
[7] E 2, 7; 17, 11 (Schwarze Spinne); siehe auch S. 172 Anm. 16; 3, 38 (Geschenke des Mannes an die «Gemahlin») bezieht sich auf gehobene Stände. – Im Pfarrhaus Lützelflüh: «Mit Essen und Trinken trieben wir es stark. Mit dem Neujahrskindlein waren wir trefflich zufrieden, besonders ich hatte grosse Ursache dazu» (Brief vom 7. Jan. 1844; E 6, 13).
[8] 5, 374; ferner 16, 384. 394. 397 (Silvestertraum). [9] 23, 373. [10] 14, 128.
[11] 4, 141. [12] 23, 384. [13] Nach 4, 141 und 10, 209. [14] 16, 194 (Dursli).
[15] 2, 203. [16] 10, 216. [17] 10, 208. [18] 21, 207ff. (Der Ball).
[19] 21, 222ff. [20] 10, 213f. [21] 2, 205. [22] 2, 69; 23, 300.
[23] 12, 23; 24, 210. [24] 4, 36; 8, 91. Siehe S. 188 und Id 8, 770ff.

frau Maria unsere arme Menschennatur angenommen hat»[1]. Demütig soll die Gemeinde die Gnade der Fleischwerdung annehmen so «wie Maria, deine Dienerin»[2]. Der Pfarrer wird «von des Weibes hoher Bestimmung»[3] predigen. Noch im Jahre 1855 wehrt sich der Kirchenvorstand Lützelflüh für den dem ganzen Volk lieben und werten Festtag; 1860 ist er dann zugunsten des Karfreitags abgesetzt worden[4]. Der Frauentag ist auch minderer bäuerlicher Festtag und Termin für den Hauszins[5].

In der Passionszeit ragt Ostern weit hervor. Der Palmsonntag ist der Admissionstag[6]. Der Karfreitag «ist wohl ein heiliger Tag, doch kein Feiertag im Kanton Bern». Man würde ihn ungern zur Arbeit missen. Am Morgen wird Gottesdienst gehalten, den Nachmittag benützt man gerne zum Säen; denn «der Same, welcher an diesem Tage in die Erde kömmt, wird lebendig und stehet auf vor allem andern Samen»[7]. Eine abergläubische Frau ist untröstlich, dass sie an diesem Tage kein brütiges Huhn zum «Unterlegen» hat[8]. Ostern ist hohes Kirchenfest mit Abendmahl und zweimaligem Gottesdienst. Im Familienkreis wird sie als minderes bäuerliches Fest sicher bescheiden gefeiert[9]. Besonders wird der Kinder gedacht. Sie bekommen einige Eier (vier und sechs sind genannt). Wochenlang sinnen die Kleinen nichts anderes. Den Osterhasen oder einen andern Eierbringer kennt man nicht. Am Samstag macht die Mutter in der Küche Vorbereitungen zum Sieden, und die Kinder bringen Blümchen und Kräuter. Ein Bub hofft, sie «recht schön zu sieden mit Brasilienholz, Bachtelenkraut (Glockenblumen) und Zwiebelhülsen darum zu binden, dass sie geflammt würden und schöne weisse Kreuze erhielten». Die Kinder tüpfen untereinander und gvätterlen mit den Eiern[10]. Für die Jugendlichen ist Ostern von besonderer Wichtigkeit, wie auch der Ostermontag und Nachostern.

Himmelfahrt[11] und Pfingsten haben als rein kirchliche Feste zu gelten, ebenso der Bettag, «die eigentliche Herbstweihe»[12]. Dieser wurde im Bernbiet vor 1832 an einem Wochentag, seither wird er wie in der ganzen Schweiz am dritten Septembersonntag begangen[13]. Zum Missvergnügen der Unchristen ist er ein ganz stiller Tag[14]. Die Kirche füllt

---

[1] Gebete für den öffentlichen Gottesdienst der evangelisch-reformierten Kirche des Cantons Bern (1846) 9. [2] Ebenda 136. [3] 12, 418.

[4] 12, 416ff. und Anm.; 14, 37f. und Anm. – Muschg, Gotthelf 125. [5] 10, 228.

[6] Predigt: E 3, 277. [7] 9, 406. [8] 23, 438. [9] 14, 128.

[10] Die ganze Stelle nach 1, 84ff.

[11] 23, 300: An der Auffahrt geniessen die Bauern vom 'Repsacker' «Ankenbock (vgl. Id 4, 1128) und Hung». [12] 10, 111.

[13] Eine Bettagspredigt: 7, 357ff. – E 3 enthält mehrere Bettagspredigten des Pfarrers Bitzius; siehe auch E 3, 359f. (Anm. zu 26). [14] 7, 352.

sich zweimal; ungeschminkt werden dem Volk seine Sünden vorgehalten. Da heissts dann etwa: «Der (Pfarrer) wird wieder ein Fuder abladen . . . Es ist ihm auch zu gönnen, dass er einmal im Jahr den Kropf leeren kann»[1]. Am Nachmittag geht man gern in ein Nachbardorf zPredig, man will die Sünden der Nächsten auch kennenlernen[2].

3. Die Feste des Lebenskreises

Die grossen Lebensfeste mit ihren gesellschaftlichen und religiösen Pflichten, von anderer Seite schon mehrfach dargestellt, sollen nur gestreift werden. Die Taufe wird in den hablichen Häusern mit einigem Aufwand gefeiert, unter einfachen Leuten geht es recht ärmlich zu[3]. Es ist für eine Gesellschaft, die den Wert des Individuums noch nicht besonders betont, bezeichnend, dass weder Namenstage noch Geburtstage begangen werden[4]. Ein wichtiges Ereignis ist der Übergang aus der Kindheit in den Stand der ledigen Erwachsenen, hervorgehoben durch kirchliche und staatliche Weihe.

Grosse Hochzeiten sind am Abgehen; vor dreissig Jahren konnten sie drei Tage dauern und es waren 200 bis 300 Gäste geladen[5]. Ihrer viele kamen zu Ross, auch Weibervolk, und mehr als 100 Wägelchen bildeten den Hochzeitszug; zwei Tage brauchte man, alle Hochzeitsgeschenke in Empfang zu nehmen[6]. Zur Zeit Gotthelfs geht es einfacher zu. Eine grosse Hochzeit schildert er nie; Aufwand wird nur angedeutet[7]: Michel vom 'Knubel' fährt mit mehr als zwanzig Wagen zur Trauung, und manche Pistole knallt[8]. Dagegen ist die Hochzeit des reichen Christen einfach[9], und die Paare niedrigeren Standes, der Schulmeister und Mädeli, Uli der Knecht und Vreneli, Jakobli Jowäger und Meyeli, gehen alle am Freitag allein zur Kirche und werden still getraut[10].

Wie der Tauftag ist der Hochzeitstag von höchster Bedeutung für die Zukunft und von Volksglauben ganz durchsetzt[11]. Da wird sogar die gewohnte Sitzordnung am Tisch durchbrochen. «Seh, hockit da obe a Tisch nebenangere, so ists der Bruuch, we me Hochzit gha het!» wird das Brautpaar aufgefordert[12]. Mit vollem Recht werden an diesem Tag streitende Dienstboten zum Schweigen gebracht: «Man sollte

---

[1] 12, 192. [2] 7, 353. [3] Vgl. 17, 8ff mit 3, 128ff.; 11, 233ff.

[4] In der Familie Bitzius werden Namenstage mit Geschenken gefeiert (Geburtstage sind nicht erwähnt); vgl. E6, 34. 163. 290.

[5] 2, 203; 19, 227 (Hans Joggeli).

[6] 7, 9; reichliche Geschenke auch 20, 102 (Segen und Unsegen).

[7] 12, 489. [8] 20, 286 (Michel). [9] 18, 103 (Christen).

[10] Zur Rolle der Ledigen bei einer Hochzeit siehe S. 194f.

[11] 5, 411. [12] 6, 16.

immer acht geben, was man rede, aber bsungerbar a sellige Tage, da bedeutete alles etwas, un öppis Wüests werd chum öppis Guets bidüte»[1]. Deshalb achtet man auch so sehr auf die Grüsse[2], ebenso, dass «dr erst Tritt (ins neue Haus) nit fehl»[3]. Es herrscht der Glaube, so wie die Hochzeitskleider, namentlich die Schuhe, brechen, gehe auch die Liebe auseinander[4]. Fünfmal wird das Brautpaar Uli und Vreneli auf 'Zeichen' aufmerksam gemacht oder sieht sie selber[5]. Den tiefsten Eindruck macht auf die Braut der Totenmann, der auf dem Kirchhof an einem Grab schaufelt – er schaufelt es für eins von ihnen. Da löst endlich Uli den Bann; er deutet auf eine Gotte, die mit dem Kind im Arm auf dem Kirchhof die Taufe erwartet, und scherzt, das bedeute einem von ihnen eine Kindbette. Und der Schulmeister und sein Mädeli drücken sich, vom Schwiegervater gewarnt, während der Trauhandlung eng aneinander, damit der Teufel nicht zwischen ihnen durchfahre und sie für immer trenne[6]. Eine Bestattung schliesslich kann ein Leser Gotthelfs bis in die Einzelheiten miterleben[7]. Das grösste aller Mähler ist das Leichenmahl, das allen Gesetzen zum Trotz in «alter, grossartiger Freigebigkeit» ausgerichtet wird[8].

Die Übersicht über den festlichen Brauch[9] zeigt, dass in der so sehr brauchbestimmten Welt des oberaargauischen und emmentalischen Bauers die Zahl der Feste nicht hoch ist und ihre Formen wenig reich ausgebildet erscheinen. Diese ebenso auffällige wie unbestreitbare Tatsache verlangt eine Erklärung. Vergleiche mit anderen Gegenden beweisen, dass das nicht Ausdruck der Volksart im allgemeinen, sondern der Sonderart des Ackerbauers ist. Sein nüchternes, zurückhaltendes, ja kaltes und steifes[10] Wesen sticht von dem des Kühers, des Hirten aus den Bergen, mit seiner heitern Art[11], seinem Jauchzen und Holeyen[12] auffällig ab. Als noch die Schnitter aus dem Berglande «scharenweise wie Rinderstaren im Herbst» sich dingen liessen, da ging es beim Ernten munter zu; nicht selten hätten sie neben der Sense eine Geige mitgebracht oder eine Zither, und nach dem Feierabend sei getanzt worden im Gras oder in der Tenne[13]. Die Bauern scheinen, anders als die Bergler[14], wenig zu singen[15]; jauchzen, das tun

[1] 6, 16. [2] 6, 14. 17. [3] 5, 383. [4] 22, 193 (Barthli).
[5] 4, 368. 371f. 372. 374. 378; ferner 5, 411ff. [6] 3, 86f.
[7] 3, 253ff.; 8, 7ff.; 13, 324ff.; 19, 227ff. (Hans Joggeli). Zu ergänzen ist aus 3, 256 die Leichenbitterin mit der schwarzen Scheube (Schürze). [8] 19, 227 (Hans Joggeli).
[9] Es fehlen immerhin im ganzen noch die Bräuche, die von den Ledigen im besondern geübt werden (siehe S. 183ff.).
[10] 2, 207. [11] 9, 345; vgl. S. 144 und Anm. 6. [12] 20, 222f. (Michel); 3, 317.
[13] 11, 44. [14] 9, 338.
[15] Sicher nicht nur deswegen, weil Gotthelf unmusikalisch war.

die Nachtbuben[1], ein 'romantisch' angehauchtes Anne Bäbeli singt 'Herz, mys Herz, warum so trurig' oder 'Ha am ene Ort es Blüemeli gseh'[2] oder 'Heinrich schlief bei seiner Neuvermählten'[3]. Es muss schon etwas Ausserordentliches geschehen sein, wenn geplagte Bauersleute auf der Heimfahrt vom Schweinehandel «haupthellige» singen, «dass es den Zaunstecken Tränen ausgetrieben»[4]. Musizieren lässt man den Geiger, Volksreime kommen fast keine vor, schauspielerisch begabte Leute gibt es kaum. Einzig die (offenbar weltweite) Leidenschaft der Mädchen und auch Frauen für das Tanzen wird betont[5]: «We dObrigkeit nit Fürabe miech, dMeitscheni hörte nit uf, bis si dBey bis an e Stumpe zueche abgwetzt u abtanzet hätte»[6]. In neuerer Zeit, seitdem der an sich schon batzenklemmende[7] und kümispaltende[8] Bauer dem modernen Wirtschaftsdenken und der Rechenhaftigkeit sich aufgeschlossen hat[9], ist der Aufwand für alle Freuden des Lebens noch merklich zurückgegangen. Während man einst aus Übermut[10] oder zum Ruhme des Hauses[11] ein Erkleckliches draufgehen liess, ist es «bei der Sparsamkeit dieses Geschlechts»[12] seltener, dass einer eine «grossartige Verklopfete»[13] anstellt. Jetzt, wo die Leute alle Tage gescheuter und auf ihren Nutzen abgerichteter werden, ists mit Pfeifen und Tanzen aus[14]. Stark in Rechnung zu stellen sind schliesslich die Gebote und Verbote des Staates und der reformierten Staatskirche. Das katholische Land ist das 'sinnlichere' Land[15]. Die Zahl der reformierten Feiertage ist gegenüber denen der katholischen Nachbarn bescheiden, und die Kirchenfeste sind, wie wir gesehen haben, so nüchtern wie möglich. Bei den grossen Lebensfesten wurde dämmend eingegriffen[16], und auch ausserhalb des kirchlichen Bereichs suchten Staat und Kirche alle Lustbarkeit zu dämpfen, schritten gegen das Tanzen ein, bekämpften die Maskereien[17]. Inbegriff des Festlichen ist offenkundig das Essen. Bei den Sichleten, diesem grössten Fest des Bauernhauses, fehlen die meisten Brauchelemente, die sonst bekannt sind: Bräuche mit der letzten Garbe, Glückshämpfeli, Schmuck des letzten Erntewagens, Erntekranz, Tanz und Lieder[18]. Für die Bauern, die Erntehelfer, die Bettler zählt nur das Mahl.

Dieses von Gotthelf so hervorgehobene Brauchelement verdient

[1] 5, 82.
[2] E 1, 89. Auch Felix in der 'Vehfreude' liebt dieses Lied (12, 489).
[3] E 1, 89. [4] 14, 136. [5] Drollig 7, 55 ff. [6] 5, 383.
[7] 19, 69 (Wurst wider Wurst). [8] 20, 222 (Michel).
[9] G. C. L. Schmidt, Der Schweizer Bauer im Zeitalter des Frühkapitalismus (1932) 1, 62 ff. [10] 17, 131 (Elsi). [11] 5, 396. [12] 16, 105 (Dursli); ähnlich 5, 396.
[13] 13, 356; 16, 123. [14] 11, 44. [15] 15, 20 f. (Wassernot); 16, 360 (Wie Joggeli...).
[16] 19, 227 (Hans Joggeli). [17] Siehe S. 188 und Anm. 8.
[18] Barthel, Emmentaler Bauer 78.

besondere Aufmerksamkeit[1]. Wenn man bedenkt, wie einfach selbst die reichsten Bauern im Alltag essen, verwundert es nicht, dass ein üppiges Mahl zum Fest wird. Statt des bescheidenen Morgenessens harrt an einer Taufe im wohlhabenden Bauernhaus ein Frühstück der Gevatterleute, «wie es Fürsten selten haben und keine Bauren auf der Welt als die Berner»[2]. Der Gesundheit geschieht kein Eintrag, wenn Leute, die sonst arbeiten wie Pferde, an den üblichen Tagen brav kücheln und Fleisch kochen, dass jeder sich zweimal mehr als satt essen könnte[3]. Männer und Frauen gleicherweise sind eifrig auf solche Gelegenheiten aus und benützen sie weidlich. An den Fuhrungen von Steuerholz ist es «Gewohnheit und Recht», dass jeder soviel zu sich nimmt, als er vermag, auch wenn er am Abend nicht mehr stehen kann[4]. Bei den Käsfuhren gibt es welche, die siebenmal gerben (sich erbrechen) und immer wieder mit Appetit sich an Essen und Trinken setzen[5]. Die Nachbarhilfe ist eine zweischneidige Sache, wenn die Leute dabei «essen und trinken, dass man es mit einer Mäsbstryche oben abmachen könnte»[6]. Beamte und Schätzer leben bei Augenscheinen, Steigerungen u.ä. besonders wohl[7]. Frauen kommen seltener zu solchen Genüssen[8]. Sie lieben das Aderlassen, «weil obendrauf wenigstens ein Schoppen roter Wein nötig und ein Bitzeli Fleisch»[9]. Eine ärmere Kindbetterin freut sich auf den ersten Kirchgang, da sie nachher im Wirtshaus einen Schoppen warmen Wein trinken darf, ohne dass der Mann balget[10]. Haben Weiber einmal «die Beine unter einem fremden Tische, so wollen sie sein, wollen öppe lebe, wies dr Bruuch syg, we me furt syg»[11]. Steigerungen, Musterungen, vor allem die Märkte sind Gelegenheiten, mit dem Manne zusammen 'einzukehren'. «Unser Gattig», sagt der reiche Christen, geht im Gasthaus ins Hinterstübli ans «Ordinäri», das gewöhnliche Volk sitzt in der Wirtsstube bei wohlfeileren Genüssen[12]. Der Traum eines Armen ist es, am Märit «ans Ordinäri gehen und nach dem Essen um das Kaffee ramse»[13]. Selbst der Schuldenbauer, der über Erwarten guten Markt gehabt, leistet sich (wenn auch schlechten Gewissens) einmal etwas Besonderes «fast wie am e Hochzyt», von der Suppe und zweierlei Voressen – «es wär a eyr Gattig o gnue gsy» – bis zum Dessert: «neuis Gschlarggs im e Blättli un e Datere»[14]. So mässig der Bauer für gewöhnlich im

[1] Weiss, Volkskunde 130ff. [2] 17, 10 (Schwarze Spinne).
[3] 21, 211 (Der Ball); ähnlich 11, 42. [4] 1, 8. [5] 12, 270.
[6] Ausführlich 2, 329ff. Mäsbstryche: ein Holz, mit dem das gefüllte Kornmass oben abgestrichen wird. [7] 1, 139f.; 8, 160ff. [8] 1, 139.
[9] 2, 31f. [10] 2, 49. [11] 8, 250; zur Bedeutung von 'sein': Id 7, 1021.
[12] 18, 93 (Christen); zu 'Ordinäri' vgl. Id 1, 442: Suppe, Rindfleisch und Speck mit Gemüse, Braten und Salat, Nachtisch. [13] 2, 37. [14] 14, 130ff.

Trinken ist[1], nach einem Marktgang kann es geschehen, dass man ohne Spiegel (Brille) das Gras wachsen sieht, und manchmal könnte man sieben Spiegel aufeinandertun und vermöchte keine sechszentnerige Sau zu sehen[2].

Anderer Art sind die Mahlzeiten bei einem Besuch; neben die Freude am eigenen Wohlleben tritt die Pflicht der Gastfreundschaft und zugleich das Verlangen, für das Haus Ehre einzulegen. Nur Egoisten haben lieber Specksyte als Visite[3]. Bei einem der (ziemlich seltenen) Besuche bietet eine Frau «ihre ganze Kochkunst, den ganzen Reichtum ihres Hauses» auf[4]. Da kommen die Gäste fast den ganzen Tag nicht vom Essen weg[5]. Am Vormittag wird gleich nach der Ankunft Kaffee mit Nidle, Käse und Brot angeboten[6], zum Mittagessen gibts Fleisch und Hamme, zum Zvieri stehen Kaffee, Küchli, Weissbrot, eine Ankenballe, Honigwaben, Kirschmus, Käse, Hamme und süsser Zieger auf dem Tisch, nachher wird Wein eingeschenkt. Obwohl man das Mittagessen noch mit dem Finger erlängen könnte, greift man wacker zu[7]. Vor Höhergestellten, etwa dem Oberamtmann, will der Bauer besonders gut bestehen: Kaffee, gelbe Nidel, Küchlene aller Sorten, dann Schinken, Kannenbirnenschnitze, Speck, Schweinskinnbacken, gesalzenes Fleisch, Salat, Wein, Tee tragen die Frau Amtsrichterin und ihre Töchter auf.[8]

Gewisse andere Mahlzeiten sind, wie schon gesagt[9], geradezu soziale und religiöse Pflicht. Gotthelf hat selber darüber nachgedacht, dass «mit den drei bedeutsamsten Ereignissen im Menschenleben, Taufe (Geburt), Hochzeit und Begräbnis (Tod)», festliche Mahlzeiten verbunden sind[10]. Sichleten sind «Opfermahlzeiten»[11], denen «eine Art von religiösem Gefühl oder, wenn man will, eine Art von Aberglaube»[12] zugrundeliegt. Für einen armen Tauner und sein Weib ist eine Sichleten, wo der Tisch unter seinen Lasten sich biegt, «wirklich ein Tag aus dem tausendjährigen Reich»[13]. Ebenso eine Gräbt, eine Fleischgräbt natürlich, nicht bloss eine Käsgräbt[14]. Beim Tod eines Vermöglichen wird hin und her geraten, ob man wohl nur zChile oder auch ins Wirtshaus eingeladen werde[15]. Es gibt Orte, wo der Sitte gemäss die Armen alle aparti eine Einladung erhalten[16]. Am meisten geht an der Gräbt eines reichen Junggesellen drauf. Da gibt es nicht nur Kuttlenvoressen, sondern Voressen von Hirn, Milchlig und Schaffleisch, saure Leber, dann auf dem Sauerkabis fettes Rindfleisch und Speck,

---

[1] 1, 338. [2] 8, 14. [3] 21, 190 (Niggi Ju). [4] 4, 325.
[5] 4, 25. [6] 4, 20. [7] 4, 25. [8] 22, 63f. (Oberamtmann).
[9] S. 162. [10] 13, 328. [11] 11, 26. [12] 4, 207.
[13] 4, 213. 207; ähnlich 11, 26. [14] 8, 12. [15] und [16] 3, 255.

nachher Braten, «und in einer Nebenstube sah man Tatern und Schinken ganze Tische voll»; natürlich gehört «es styfs Wynli» dazu[1].

Das brauchmässige gemeinsame Essen hat seine Formen. Es ist «übliche Sitte», dass die Gäste sich zieren und zum Tisch drängen lassen; niemand will den Schein des Ungeduldigen haben[2]. Wie im Alltag betet jedes still für sich mit entblösstem Haupte[3]. Speisen und Speisenfolge sind weitgehend festgelegt. Die Hauswirtin wird ihr Werk nicht rühmen, sondern bestmöglich 'vernütigen'[4], zugleich aber unaufhörlich zum Zugreifen auffordern, ja nötigen. Die Glunggenbäuerin wird erst in Ruhe gelassen, wie sie erklärt, «sie bringe, ihre armi türi (Seel), nichts mehr hinunter, wenn sie noch ein Brösmeli essen sollte, es würde sie versprengen»[5]. Es ist Landssitte, an den grossen Mählern die Gerichte langsam aufzutragen, so dass das frühere nicht nur gegessen, sondern auch verdaut ist[6].

Aber diese Formen können mit verschiedenem Inhalt gefüllt werden. Beim Essen lernt man den Menschen kennen. Es gibt Mädchen, die man den ganzen Tag könnte essen sehen, andere braucht man nur einmal hinter einen Tisch zu setzen, um sie sich erleiden zu lassen[7]. An den grossen Mählern machen sich neben den Bescheidenen Gierige breit, die wie hungrige Hunde fressen und den Wein hinabgurgeln wie leere Fässer, Speck und Voressen in die benasten Nastücher pakken, in die Kuttentäschen und Jepensäcke stossen, dass es ihnen über die Beine abläuft[8]. Kein Wunder, dass es, auch bei Leichenmählern, zu Ausschreitungen kommt[9]. Andere sind langsame Geniesser, die wie der Chorrichter in der 'Stampfe' 18 Stunden hintereinander essen mögen[10]. Veteranen können an einer Sichleten 24 Stunden lang sitzen; in animalischer Trägheit scheinen sie «nur darauf zu horchen, ob sich die verschluckte Masse nicht setze»[11]. Das stumpfsinnige Essen «gleicht fast dem Mahlen der lieben Kuh, wenn sie in frischem Strohe liegt, die Augen behaglich halb schliesst und langsam die Kinnlade hin und her bewegt, wiederkaut»[12].

Aber eine Mahlzeit kann mehr sein als «eine schädliche Abfütterung»[13], «eine langwierige Fröhlichkeit»[14]. «Man wird erst recht miteinander

[1] 3, 264; ähnlich 19, 227 (Hans Joggeli). [2] 17, 76 (Schwarze Spinne).
[3] 17, 20. [4] 7, 267; 20, 278 (Michel).
[5] 4, 325: siehe auch 148. 316. Ein eigentliches Streitgespräch 17, 21ff.
[6] 3, 89; 18, 12 (Die drei Brüder). [7] 7, 199; sprechend auch 266. 267.
[8] 3, 255; noch Krasseres wurde von Gotthelf nicht in den endgültigen Text aufgenommen, vgl. Vetter, Beiträge 304f.
[9] 5, 75; 13, 333. Das «viehische Wesen einiger Sauseelen» an einer Sichleten ist ein Hauptmotiv der Kalendergeschichte 'Das arme Kätheli' (23, 423ff.).
[10] 21, 152 (Sonntag des Grossvaters); ähnlich 1, 139; 8, 160ff.
[11] 11, 45. [12] 6, 75f. [13] 11, 40. [14] 6, 75; 13, 282 und sonst.

zufrieden, wenn man miteinander isst und trinkt»[1]. Herz und Mund gehen auf. Nicht weltbewegende Probleme werden behandelt. Weiber plaudern miteinander am liebsten «von heimeligen Dingen, von den Pflanzungen, Schweinen und Milch», von den Leiden ihrer Kindbettenen[2], von den Kindern[3]; Männer vertiefen sich «in gemütliche Gespräche über vorliegende (!) Dinge, vom Rindfleisch kamen sie auf die Kühe und vom Kalbfleisch auf die Kälber»[4]. Wenn freilich eine Mahlzeit schlecht ist, wird sie gründlich mit derben Witzen gewürzt[5]. An einer Gräbt gleitet ein Gespräch «wie Schlittschuhläufer auf dem Eisspiegel von einem Ende zum andern»: Dem Anlass entsprechend begeben sich die Frauen auf das gruselige Gebiet der Wiedergängergeschichten, am Tisch der Verwandten gerät man von den Kornpreisen ins Gestrüpp der Politik[6]. Ist die Gesellschaft in guter Stimmung, so springt bei einem «die Drucke (auf), worin die Schnurren und lächerlichen Erzählungen aufbewahrt liegen, . . . und allgemach gehen bei allen Anwesenden die gleichnamigen verschlossenen Drucken auf» und ihr Inhalt quillt heraus[7]. Hochgeschätzt sind deshalb alle, die die Gabe der Unterhaltung besitzen, «die Spassvögel der Gesellschaft», die alle Augenblicke einen lustigen Spruch wissen, sogar Respektspersonen nicht schonen[8]. An der Sichlete sonnen sich die alten Taglöhner an den Heldentaten ihrer Jugend: wie viele sie geprügelt, wie manchen Bauer sie angeschmiert hätten, und der Glunggenbauer erzählt Lausgeschichten von schlimmen oder unglücklichen Pächtern und «legt ein Gedächtnis an den Tag wie eine Heuscheuer»[9]. Am Taufemahl finden die Neckereien zweier jungen Leutchen, die einander gerne sehen[10], ebenso dankbare Zuhörer wie die 'Müsterli' einer Bäuerin mit gutem Gedächtnis und gesalbtem Mund[11]. Und gar «es lächerligs»[12] junges Weibchen ist in einer solchen etwas harthölzigen Gesellschaft wie ein Licht am dunkeln Orte; denn «ein kurzweiliger halber Tag ist dem Menschen eine halbe Seligkeit»[13]. Manchmal werden aber auch andere Saiten angeschlagen, wenn einer eine alte Sage aus der Vergangenheit heraufbeschwört: etwa die von den drei Brüdern, wie alte Leute sie noch oft erzählen, wenn keine jungen dabei sind, welche über solche Dinge spotten[14], oder die Sage von der Schwarzen Spinne[15]. Die beste Würze des Mahles aber ist eine

[1] 4, 206. [2] 8, 87. [3] 11, 108ff.
[4] 8, 160. [5] 12, 272; siehe auch 2, 229. [6] 8, 13ff.
[7] 11, 157. Ebenda auch schön über die anderen 'Drucken' «in der Schatzkammer der Seele». [8] 3, 265. [9] 11, 42f. [10] 17, 21ff. (Schwarze Spinne).
[11] 13, 487. [12] Id 3, 1003. [13] 6, 75f.; ähnlich 10, 214 und 11, 157f.
[14] 18, 11. [15] Die kunstvolle Verknüpfung mehrerer Sagen in der 'Schwarzen Spinne' ist Dichterwerk. Vgl. auch E 5, 115.

Hauswirtin, die nett und appetitlich, gut und währschaft aufwartet[1], mit Freundlichkeit und Sicherheit alles ordnet und es versteht, jeden mit dem Hauche der Heiterkeit zu berühren[2].

c) Das brauchmässige Gemeinschaftsleben der Ledigen

Wieviel Gemeinschaft, Überlieferung und Brauch zu Gotthelfs Zeit bedeutet haben, tritt wohl am deutlichsten im Leben der Jugendlichen zutage. Zwei feierliche Handlungen weihen den grossen Schritt von der Kindheit in den Stand der Ledigen: eine kirchliche, die Admission zum Abendmahl, und eine staatliche, der Schwur des Huldigungseides. Damit wird nicht die persönliche Freiheit errungen; die Ledigen bilden in der brauchmässig gegliederten Gesellschaft eine besonders stark in Erscheinung tretende Gruppe[3].

Die Admission (offenbar am Palmsonntag) ist der Abschluss der kirchlichen Unterweisung[4]. Die Jugendlichen müssen sich in einer Prüfung über ihre Kenntnisse in den Glaubenslehren ausweisen[5]. Mit Zittern erwarten die Konfirmanden den Tag, fürchten «sich zu verfehlen» und dann «die Erlaubnis» nicht zu erhalten. An Ostern geht der Sohn bangen Herzens hinter dem Vater her zur Kirche, um erstmals das Abendmahl mitzufeiern. Das äussere Zeichen des neuen Menschen ist ein neuer Sonntagsstaat, der lange vorher schon einen wichtigen Gesprächsgegenstand gebildet hat. Der Begüterte bekommt ein ganz neues Gewand, dem Verdingbuben lässt man aus Vaters Sonntagskleidern Rock und Hosen machen. «Gegenstand des tiefsten Sehnens» ist der schwarze Wollhut, der ihn erst zum Manne stempelt, und der Bub kann den Tag nicht erwarten, «an welchem er seinen Kopf zur Kirche tragen kann». Die ärmsten Güterbuben müssen mit einem schwarzen Strohhut vorliebnehmen[6]. Gross ist wiederum die Furcht, gegen den Brauch zu verstossen: entweder zu früh oder zu spät aus dem Stuhle zum Tische zu gehen oder den Hut unter den unrechten Arm zu nehmen oder zu vergessen, das Brot zu essen; «unzählige Male» repetieren sie es zum voraus. Ein Stein fällt dem Burschen vom Herzen, wenn alles glücklich vorbei ist, und er fühlt sich einen halben Schuh länger geworden. Wie er vors Wirtshaus zum Eiertüpfen geht, scheint ihm, alle Mädchen guckten ihm nach; noch wagt er aber nicht, sich mit ihnen einzulassen.

---

[1] 7, 267; 11, 108. [2] 11, 40.

[3] Zur ganzen Frage H. G. Wackernagel, Altes Volkstum der Schweiz (1956) passim; G. Caduff, Die Knabenschaften Graubündens (1932).

[4] Darstellung nach 1, 155 ff. und 2, 75; siehe ferner 5, 23.

[5] Die Agenda von 1846 (vgl. S. 175 Anm. 1) verlangt «ein öffentliches Bekenntnis ihres Glaubens», darauf wird «die Erlaubnis» erteilt. [6] 8, 9.

Der Sonntag nach Ostern ist der Schwörtag[1]. Die konfirmierten Burschen werden vom Statthalter zur Kirche des Amtssitzes geleitet, wo der Eid auf die Verfassung geschworen wird. Die Fünfzehn-Sechzehnjährigen haben von Staat und Gesetzen nur schwache Begriffe, und während der Pfarrer ihnen in der Huldigungspredigt die Bürgerpflichten darlegt[2], brennt ihnen der Boden unter den Füssen. Endlich nimmt ihnen als Vertreter der Regierung der Landvogt, «ein schöner, grosser Herr trotz dem töllsten Küher»[3], (in späterer Zeit jeweils der Oberamtmann) den Eid ab. Die Amtspersonen begeben sich zum Mahl, die jungen Leute der verschiedenen Gemeinden suchen ein Wirtshaus auf. Der Schwörtag ist nämlich der erste Tag, an welchem man der Welt zeigt, dass man mit dem Nachtmahl die 'Erlaubnis' empfangen habe, zu tun wie ein Erwachsener: zu Kilt und in die Wirtshäuser zu laufen, auf den Strassen wüst zu tun und sich zu prügeln nach Herzenslust[4]. Stolz treten die Bürschlein ins Wirtshaus – einige klimpern mit Brabäntern – bestellen Wein und stossen an, dass die Gläser spalten. Viele rauchen auch zum erstenmal. Aufgereizt durch Erwachsene und vom Wein erhitzt, wenden sie sich gegen die Jungen der andern Dörfer. Schon lange in den alten Dorfhass eingeweiht, müssen sie sich nun ihrer Väter würdig erweisen. Nach einem blutigen Handgemenge machen sie sich mit zerzausten Kleidern auf den Heimweg. Bereits hat einer mit andern einen Kiltgang abgeredet, bleibt aber vielleicht in einem Graben liegen[5].

Nach dieser Einweihung mit ihren Exzessen verläuft das Leben des Ledigen in bestimmten Bahnen. Der Alltag ist ganz mit Arbeit ausgefüllt. Überschäumende Kraft lebt sich in körperlichen Übungen aus; Körperstärke ist der grösste Ruhm. Wie Michel vom 'Knubel' zum erstenmal aus freier Hand einen Mütt Korn aufnimmt, ein Mäss Roggen über den Daumen ausleert, den schwersten Knecht am Rockkragen durch die Tenne trägt, wird es als häusliches Fest gefeiert[6]. In der Dreschzeit schwingen nach dem Mittagessen zwei Paare auf dem Stroh, und der neue Meisterknecht kann sich durch nichts mehr Respekt verschaffen, als dass er den Karrer und den Melker auf den Rücken schlägt[7]. Die Burschen sind stolz darauf, mit Pferden umgehen zu können, gute Fahrer zu sein. Ein junger Geisselherr würde es sich zur Schande anrechnen, wenn die Türlistöcke, «wo me scho hun-

[1] Das Folgende nach 2, 77ff.
[2] Eine Huldigungspredigt des Pfarrers Bitzius: E 3, 84ff. [3] 2, 80. [4] 2, 77.
[5] 2, 81. [6] 20, 144 (Michel).
[7] Das kunstgerechte Schwingen ist eigentlich Sache der Hirten, vgl. 20, 225; zur ganzen Frage K. Meuli, SVk 37 (1947) 87.

dert Jahr us u y gfahre ist», seinetwegen versetzt werden müssten[1]. Wie homerische Helden fahren die Vehfreudiger Burschen mit ihren Gespannen[2]. An Sonntagen vergnügen sich die Burschen mit Kegeln oder mit Kugelwerfen[3]. Als kunstvoll geübtes Kampfspiel zweier Mannschaften gilt das Hurnussen[4]. Nicht zu vergessen sind die 'vaterländischen' Prügeleien, in denen die Jungen sich austoben. Die Anlässe sind belanglos; man ist glücklich, wenn man prügeln kann[5]. Die wohlhabenden Väter übernehmen die hohen Kosten für Arzt und Schmerzensgelder nicht ungern. «Alle halben Jahre eine vaterländische Schlägerei, dass einem Dutzend Gringe dFetze über dAchsle hange», schadet nichts, «es git z'rede u macht ästimiert»[6]. Gesetzte Männer erzählen mit Behagen von solchen Heldentaten, ja, stürzen sich bei Gelegenheit selber noch in einen Kampf[7]. Sie betonen, ehedem sei es noch ganz anders zugegangen, «dass das Blut an die Decke spritzte oder auf den Strassen durch die Geleise rann»[8].

Am häufigsten dreht sich der Streit um Mädchen, beim Tanz an den Sonn- und Markttagen, sogar nach einem Brandunglück[9]. Das Sinnen und Trachten der Jugendlichen geht eben in erster Linie nach dem anderen Geschlecht. Es ist deshalb berechtigt, ihr Leben unter diesem Gesichtspunkt darzustellen.

Unter den Formen, sich einem Mädchen zu nähern, eine Ehe einzuleiten, beschreibt Gotthelf eine gewissermassen 'aristokratische' besonders einlässlich, sicher darum, weil sie für den Erzähler ein dankbares Feld ist. «Wo ein Haus seit einer Reihe von Geschlechtern ein bestimmtes Gepräge hat», ist die Wahl nicht einfach[10]. Trotz der Bemühungen der Familie kommt es vor, dass ein Bauernsohn in der Nähe keine passende Frau findet. Da bestellt er selber[11] oder durch Mittelspersonen: «Verwandte, viel öfter aber durch eigentliche Liebesboten..., Schwefelhölzler, Kachelhefter, Schwammweiber, . . . alte Mägde und sehr oft durch eigentliche Weiberhändler»[12] eine Bauerntochter, die ihm flüchtig bekannt oder empfohlen worden ist, an einem Sonntag an einen 'Nebenausort', meist eine Badwirtschaft. Ein junges Mädchen nimmt im allgemeinen eine solche Bestellung an; «derartige Konferenzen . . . sind eine Landessitte». Am Treffpunkt gibt das gemeinsame Essen und Trinken Musse zu einem Gespräch über Alltägliches und zu einem ersten Kennenlernen. Eine solche «Gschaui»[13] ist unverbindlich;

[1] 7, 311; ähnlich E 1, 151. Vom Reiten ist selten die Rede: 7, 9 (für die Vergangenheit); 12, 346f. [2] 12, 274ff. [3] 2, 83; 5, 24; 20, 185ff. (Michel). [4] 4, 50ff.
[5] 12, 364. [6] 12, 243; ähnlich 4, 54; 18, 62 (Christen); 20, 145.
[7] 12, 220f. [8] 12, 221. [9] 7, 136ff.
[10] 7, 181. [11] 7, 185. [12] 20, 179f. [13] 20, 184.

«gefällt man sich nicht oder wird sonst des Handelns nicht einig, so geht man kaltblütig und ohne alle Konsequenz auseinander»[1] und sucht andere Fäden anzuknüpfen. Bei gegenseitigem Gefallen ist es üblich, dass die Familien in Verbindung treten. Der Besuch einer Familie zur Fühlungnahme und Besprechung heisst ebenfalls «Gschaui»[2]. Lange Verhandlungen wegen der Ehesteuer und ähnlichem schliessen sich vielleicht an.

Allgemeiner ist das Anbahnen einer Bekanntschaft in aller Öffentlichkeit. Am dienlichsten sind die Lustbarkeiten an bestimmten Tagen, wo junge Leute zusammenkommen. Die Sonntagnachmittage werden von diesen kaum zu Hause verbracht. Sogar eine Bauernfrau fordert die Mägde zum Fortgehen auf; «das zu Hause Plättern trage doch hell nichts ab . . . Wo sie jung gewesen sei, da hätte man sie des Sonntags nicht einmal an einem neuen Hälsig daheimgehalten, da hätte es müssen öppe usgrüteret sy»[3]. Vornehme Bauerntöchter ziehen allein oder mit dem Bruder, wohl auch in Gruppen, Mägde eher gruppenweise dem Vergnügen nach «wie die Vögel dem Hirs», «aufgestrübelt und aufgedonnert»[4]. Die Burschen stehen zuerst im Dorf herum und gehen dann zu gemeinsamen Spielen (Hornussen, Kegeln, Kugelwerfen) oder zu einem Schoppen und Kartenspiel[5] ins Wirtshaus; Jakobli Jowäger allein muss als Muttersöhnlein mit Anne Bäbi die Kabisplätze und Flachseren besuchen[6]. An Wintersonntagen trifft man sich «an irgendeinem Versammlungsort der Jugend», spielt zuerst um Nüsse, dann um Branntwein und Geld, schliesslich fliegt man weiter aus[7].

An den Tanzsonntagen zieht alles dem Geiger nach[8]. Auf dem Tanzplatz findet man den Schatz, den man 'bestellt' hat[9], oder man geht auf «Schick» aus. Die wichtigsten Tanztage sind die Märkte. Diese sind geradezu auch Heiratsmärkte. «Gut Schick» will man machen «am Morgen auf dem Kuhmärit, am Abend auf dem Meitschimärit»[10]. An den Herbstmarkt laufen die Meitscheni, wie die Schneegänse wandern[11]; wie Schlingpflanzen kommen sie einem vor[12], und die «Anlässigen» packen die Burschen beim Kuttenfecken[13]. Beim Tanzen werden gewisse Formen gewahrt[14]. Wenn an einem Sonntagnachmittag im ersten Stock eines Badwirtshauses «die genagelten Schuhe den gygampfenden Boden stampfen» und ein Bursch eintritt und eines der

---

[1] 20, 179 (Michel). [2] 18, 101 (Christen); Id 8, 1633 f. [3] 4, 73.
[4] 7, 25. 46. [5] 1, 162. [6] 5, 24. 26. [7] 4, 72.
[8] Der Vikar Bitzius nennt im Visitationsbericht für Utzensdorf (1824) etwa dreissig Tanzgelegenheiten im Jahr (Hunziker, Der junge Gotthelf 25).
[9] 7, 159 und sonst: «Es Bstellts mache».
[10] 7, 184; 12, 394; siehe auch S. 131 f. [11] 12, 348. [12] 12, 354. [13] 2, 196.
[14] Hauptstelle: 7, 50 ff.

an den Wänden stehenden Mädchen zum Tanze auffordert, macht er ihm bereits Hoffnungen. Gefällt es ihm, so macht er mehrere Tänze und lädt es dann zu einer Halben ein. Dem Brauche gemäss muss sich die Tänzerin zieren, ja reissen oder «schreissen» lassen, ebenso, wenn auf dem Markte der Bursch ein ihm angenehmes Mädchen ins Wirtshaus einlädt[1]. Schliesslich lässt sich die Spröde herbei, und oft wird auch noch zu essen bestellt. Da gilt es erst recht, sich zurückhaltend zu benehmen, zu warten, bis die Buben einem das Fleisch fast mit Gewalt in den Hals stossen[2]. Nachdem die beiden immer miteinander getanzt, begleitet der Bursche üblicherweise das Mädchen heim. Die Eltern sind an einem Markttag ungesorgt vorausgefahren[3]. Oft schliesst sich ein nächtliches Beisammensein an, besonders wenn das Pärlein schon bekannt oder 'versprochen' ist.

Im Tanzsaal sind Schlägereien nichts Ungewöhnliches. Ein Bursch befiehlt zum Beispiel «Selbander», das heisst: Er zahlt die Musik für drei Tänze, die er mit seiner Geliebten allein tanzen will[4]. Da werden leicht die ungeduldig Wartenden, in Dorfschaften zusammengeschlossen, Händel beginnen, und ein starker Kerl «leert die Stube»[5]. Blutige Köpfe gibt es, wenn ein Knab dem andern das Mädchen wegzunehmen sucht; auch da geraten Burschen ganzer Dörfer aneinander[6]. Manchmal entbrennt der unheimliche Streit auf dem finsteren Heimweg. Kameraden «laufen den Gegnern den Weg vor», gehen also voraus und lauern ihnen auf. Mit Steinen und Scheitern empfangen sie die Überraschten, die in der Not Pfähle aus den Zäunen reissen[7]. Schlagringe[8] und sogar Messer[9] werden gebraucht.

Ausser diesen gewöhnlichen Gelegenheiten zu Lustbarkeit und Bekanntschaft gibt es viele ausserordentliche[10]. Öffentlich getanzt wird auch am Tag der militärischen Musterungen, an Nachostern am Eiermahl, am Alt- und Neujahr, am Schnittersonntag. Zu den Freuden der besseren Jahreszeit werden sodann die Springet[11] und das zBerggehen gerechnet. An den erstern wird abends auf öffentlichen Plätzen gesprungen, getanzt und gesungen. Bedenklich sind die Kiltet (nicht zu verwechseln mit dem unten beschriebenen Kiltgang) auf hohen Eggen, abgelegenen Weiden[12]. Burschen und Mädchen treffen da einander und tanzen unter wüsten Liedern und Reden um ein Feuer. Nachher lagern sie sich zum Trinken und Essen; fast wie auf dem Blocksberg geht es

[1] 10, 71; 17, 136 (Elsi). [2] 20, 205 (Michel). [3] 12, 359.
[4] 16, 105 (Dursli). [5] 18, 74 (Christen). [6] 17, 138 (Elsi).
[7] 10, 219. [8] 20, 129. 136 (Michel). [9] 10, 219.
[10] Die Liste aller «Gelegenheiten zur Annäherung» 2, 201ff. liegt dem Folgenden zugrunde. [11] Id 10, 906f. [12] 2, 203f.

manchmal zu. Im Winter dagegen hat man in Stuben «Abendsitze[1], ganz simple, und andere, denen man Schnitzet[2], Spinnet[3] sagt, alle dem jungen Volk zu Lieb und Ehre».

Natürlich sind auch die Familienfeste den jungen Leuten willkommen. Bei den Taufen wählt man gerne ledige Paten, die zueinander passen und vielleicht ein Paar abgeben[4]. Gotte und Götti liegen brauchgemäss nachts beisammen[5]. Von den Hochzeiten sagt man, dass sich an ihnen andere Hochzeiten machten[6].

Von den Jahresfesten sind die Tanzanlässe zur Neujahrszeit schon genannt worden. An der Fastnacht kennt man noch das Tschämelen der Burschen; Gotthelf aus der Jugendzeit bekannt, von der Regierung unterdrückt, reisst es wieder ein, da die Wirte sich dieser Hirsmontagsspektakel (Tschämelete) annehmen[7]. Gotthelf beschreibt in keiner seiner Erzählungen eine derartige Fastnachtsbelustigung[8].

Der Ostertag ist nicht nur für die Kinder, sondern auch für die Jugendlichen der Tag des Eiertüpfens. Stundenweit laufen junge Mädchen «auf einen Platz, wo das Düpfen munter geht»[9]. Besonders berühmt ist Kirchberg an der Emme, wo vom jungen Volk vieltausend Eier, hart gesotten, bunt gefärbt, oft mit schönen Sprüchen verziert, vertüpft werden[10]. An Ostern oder am Ostermontag, auch an Nachostern, findet der Eieraufleset statt[11], wobei die Burschen eines Dorfes oder Bezirks in zwei Parteien sich teilen. «Auf dem Spiel steht eine Wette, bestehend in einer Ürti.» Die Mädchen werden zu solchen Anlässen eingeladen. Mit dem Eiermahl in der Wirtschaft, Tanz und obligater Prügelei wartet man im allgemeinen bis zum Ostermontag.

Seit der Einführung der Patentwirtschaften sorgt die starke Konkurrenz unter den Wirten für weitere «Extrahudleten». Wirte stellen einen Kegelt oder einen Tanz um Schafe an, Schwingen, Eieraufleseten,

---

[1] Id 7, 1727. [2] Id 9, 1422. [3] Id 10, 324ff. [4] Ausführlich 2, 50.
[5] 1, 133. [6] 19, 93 (Der Notar). [7] 4, 36; 8, 91.
[8] In einem amtlichen Bericht entwirft er davon ein unerfreuliches Bild: Am Hirsmontag (1842) zog eine Schar Maskierter durch meine und andere Gemeinden, umgeben von einem Kinderschwarm. Hauptperson ist die von einem Burschen dargestellte Hure, «welche bald vom Doktor, bald vom Bajas, bald von einem Kaplan geleitet ist». An ihr und durch sie werden die unflätigsten Gebärden verübt. – Das Erziehungsdepartement erkundigt sich darauf beim Statthalteramt Trachselwald wegen dieses sittenverderbenden Spiels. Die Antwort lautet, es seien lediglich Tanzbewilligungen ausgegeben worden, und hin und wieder seien nach alter Übung Tannen herumgeführt worden. (G. Buchmüller, Die Visitationsberichte des Pfarrers Albert Bitzius über die Gemeinde Lützelflüh von 1840 bis 1853, in: Neues Berner Taschenbuch auf das Jahr 1917, 182ff.) Über Tschämeler und Tannenfuhr: M. Sooder, Fastnachtsbräuche im Oberaargau, SAVk 34 (1936) 110ff.
[9] 20, 126ff. (Michel), ebenso das Folgende. [10] 5, 27.
[11] Genaue Schilderung: 20, 131ff.

Hirsmontagsspektakel und Spinnet. Als neue Erfindungen kommen noch hinzu An- und Aussufeten, Armbrustschiessen, Fischete, Lotterie, Kletterei, Sackspringet, Ganstödete, Gränneten, gar Komödie[1].

Die wichtigste Form, sich einem Mädchen zu nähern, eine Ehe einzuleiten, ist der Kiltgang[2]. Er ist ohne einen gewissen Zusammenhang der jungen Männer kaum zu denken. Die Burschen treten gegenüber den übrigen Dorfgenossen als eine Sondergemeinschaft auf. Davon muss zuerst die Rede sein. Sie heissen die Bursche[3], die Buben[4], die Dorfbuben[5], die Nachtbuben[6], die Kiltbuben[7], «das junge Volk, die sogenannten Nachtbuben»[8]; besonders bedeutungsvoll ist der Kollektivname d'Burst[9] (Femininum Singular). Eine eigentliche Organisation besteht nicht; gelegentlich erscheint ein Führer: Der Ammannssohn ist Herzog der Nachtbuben[10]. Die Bauernsöhne und die Knechte gehören ohne weiteres der Burst an, dem Schulmeister dagegen nimmt man das Mitmachen übel[11]. «Nachtbuben sind eine Macht»[12], und es ist klug, wenn man sich mit ihnen gut stellt[13]. Sie können in der ganzen Gegend gefürchtet sein[14]. Mädchen und Frauen scheuen sich, in ihre Mäuler zu kommen[15]. Die volkstümlichen Behörden befassen sich ungern mit Klagen gegen Nachtbuben[16]. Nicht einmal Gespenster sind vor ihnen sicher[17]. Für Witz, lustige Streiche sind sie bekannt; der Teufel ist ihnen nicht schlau genug[18]. Ihre Zeit ist der Samstagabend. Da «rotten sich die Bursche zusammen»[19]. Manchmal – wohl eher im Winter – versammeln sie sich bei einem der Ihrigen, erzählen einander von ihren Taten, lassen sich «abfüttern» und hecheln dabei die Speisen durch[20]. In der besseren Jahreszeit besammeln sie sich im Freien, tubaken und schwatzen. Wenn es dunkelt, «muss etwas gehen»[21]. In einer Wirtschaft gibt es neuen Wein zu versuchen, oder im Nachbardorf muss man Burschen züchtigen gehn, die einen jüngst beleidigt haben[22]. Mit Vorliebe werden Obstbäume geplündert; ein Gaudium, wenn der geizige Bauer im Hemd auftaucht![23] In der Nacht geht es oft unruhig zu, wenn etwa ein Dutzend Kiltbuben jauchzend und singend herumschwärmen und «zusammen machen, welcher lauter»[24].

---

[1] 8, 90f.; 13, 88.

[2] Zu vergleichen ist vor allem K. R. V. Wikman, Die Einleitung der Ehe (1937), ferner z.B. P. Geiger, Zum Kiltgang, SAVk 20 (1916) 151ff.

[3] 7, 106. [4] 2, 255; 3, 51. [5] 4, 170. [6] 2, 229; 12, 489.

[7] 2, 229; 12, 400. [8] 12, 259.

[9] z.B. 2, 191. 274: «mit der jungen Burst»; 20, 163 (Michel).

[10] 12, 489. [11] 2, 191. [12] 10, 148. [13] 10, 150. [14] 12, 489.

[15] 2, 230. [16] 10, 149; 16, 55 (Fünf Mädchen). [17] 19, 144 (Wege Gottes).

[18] 2, 230; 12, 259. [19] 7, 106. [20] 2, 209. 229. [21] 10, 142.

[22] 10, 143. [23] 2, 209; 10, 143; 16, 55 (Fünf Mädchen). [24] 5, 82.

Aber nicht zufällig richten sich solche Streiche gegen Verächter der Gemeinschaft, gegen Schädlinge. Eglihannes, der der Käsfuhr seine schlechten Gäule aufzwingen will, würde die Dorfehre beschmutzen. Da ziehen die Bursche vor Mitternacht alle Wagen vors Dorf hinaus und befehlen dem Sigrist, die Turmuhr zu stellen. Eine Stunde früher als abgemacht wird unbemerkt losgefahren, und Eglihannes hat das Nachsehen[1].

Nachtbubenstreiche können eindeutig Strafcharakter annehmen: Die Nachtbuben üben Volksjustiz[2]. Nach Gemeindebeschluss weisen Waldbesitzer armen Leuten Holz zu. Der knickerige Grotzenbauer weist drei alten Weiblein die wüste Dornhalde zum Reisigmachen an. Da beschliessen die Burschen, den Frauen Hilfe zu leisten; an einem Samstagabend verabreden sie sich – wer zu spät kommt, zahlt eine Mass – und holzen während der Nacht in der Dornhalde so, dass der Bauer ernstlich geschädigt wird. Alles lacht über das Stücklein. Trotz den Warnungen seiner Frau, «an den Nachtbuben gewinne man nichts», verklagt der Geschädigte die Kerle, wird aber bei der gerichtlichen Versöhnung nur verspottet. Da er sich weiterhin gegen Arme hart zeigt, muss er noch Ärgeres erleben[3]. In der ersten Mainacht erwacht er ob einem Geräusch «wie von einer abgespannten Trommel an militärischen Leichenbegängnissen». Darauf führen die Burschen, unsichtbar im Schutze der Dunkelheit, eine parodistische Versteigerung der 'Freisinnigkeit', seines eigenen Hofes, durch. Der Bauer ist 'tot', und da die Erben den Hof ausschlagen, wird er vergantet. Ein 'Gantbeamter' leitet die Verhandlungen, ein 'Schreiber' liest im Amtsstil die Steigerungsgedinge ab, wobei an Witzen und Anzüglichkeiten nicht gespart wird. Ein 'Weibel' ruft aus, und die andern Burschen beginnen, wieder mit derben Witzen, zu bieten. Wie der Bauer die Knechte alarmiert und wutentbrannt hinausstürzt, verschwindet der Spuk[4]. Dieser Denkzettel wirkt nun freilich nachhaltig[5].

Aber die meisten Aktionen in den Samstagnächten beziehen sich auf die Mädchen. Diese sind bei den Zusammenkünften der Burschen der wichtigste Gesprächsgegenstand[6]. Manche Streifereien scheinen den Zweck zu haben, der 'Burst' Einblick in die Haushaltungen und

---

[1] 12, 263. [2] 10, 142ff. Kapitelüberschrift: «Volksdiplomatik und Volksjustiz».
[3] 10, 246ff.
[4] Weitere bedeutsame Einzelheiten im handschriftlichen Entwurf Gotthelfs: 10, 465f.
[5] Auffälligerweise sind im Falle des Eglihannes und des Grotzenbauers die Nachtbuben die politisch Altgesinnten, die einen Neuerer aufs Korn nehmen. Ob dahinter mehr gesehen werden darf als der Ausdruck von Gotthelfs eigener politischer Einstellung? – Vgl. E. Baumann, Heimsuchungen aus der Zeit der Helvetik, SAVk 37 (1939/40) 189f.
[6] 2, 209.

die hausfraulichen Fähigkeiten der Töchter zu verschaffen. Da mag ein Mädchen um Mitternacht kücheln, damit niemand seine Künste sehe, den Nachtbuben bleibt es nicht verborgen[1]. Ja, zur Fastnachtszeit gehen sie nachts von Gaden zu Gaden[2] (Kammern im ersten Stock, wo die Mädchen schlafen), betteln Küchli, tragen sie zusammen und halten ordentlich Gericht darüber. Wehe, wenn eines Küchli gegeben hat, «die gewesen fast wie ein Wullhut»[3].

Unter den Augen und der Aufsicht der Nachtbuben steht aber vor allem der Kiltgang. In Gruppen schwärmen die Nachtbuben in der Samstagnacht herum und kommen vor die Häuser und den Mädchen unter die Fenster. Unerfahrene werden 'angelernt': Der junge Schulmeister muss eine Menge Kiltsprüche lernen und sie unter den Häusern halten[4]. Der Meisterknecht Uli wird als Neuling am Ort von einem andern Knecht zKilt geführt[5].

Dass Burschen gemeinsam Mädchen in der Kammer besuchten, wird nie gesagt; der Einzelkiltgang dagegen erscheint als anerkannter Brauch. Wenn einer eine Frau will, muss es «eine mache wie dr anger»[6]. Die Söhne sollen zKilt laufen, weil es auch der Vater getan[7]. Die Kilter pochen darauf als auf ein Recht[8], und die Mädchen und Frauen halten das Kilten für ein Zeichen, dass eine ernsthafte Bewerbung, nicht bloss Spiel, gemeint ist[9]. Sie wollen lieber gar keinen Mann als einen «im Sack kaufen»[10]. Namentlich wenn einer 'versprochen' (verlobt) ist, geht er selbstverständlich in die Kammer der Braut. Wer statt dessen von abends sechs bis zehn Uhr Visite macht und dann heimgeht, wird arg verdächtigt[11].

Beim Kilten werden gewisse Formen beobachtet. Solange der Bursch kein bestimmtes Mädchen im Auge hat, steht ihm das Recht zu, vor jedes Fenster zu gehen, und ein Reicher wird kaum abgefertigt werden[12]. Es gibt Schnuderbuben, die schon während der Unterweisung oder gleich nachher aus Prahlerei in allen Gaden herumschnausen, obwohl sie noch «nicht über drei Mäss Krüsch wegsehen können»[13]. Ebenso wechseln die Mädchen die Kilter, nehmen manchen nur zum Spass auf[14]; allerdings stehen die «Schleipfen», welche nur «auf dem Ellenbogen schlafen»[15] und bei denen es zugeht wie in einem Taubenhaus[16], in schlechtem Ruf. Dirnen werden gemieden; denn keiner will die

---

[1] 2, 229f. [2] Id 2, 115f.
[3] Handschriftlich zu 2, 229f., abgedruckt bei Vetter, Beiträge 180.
[4] 2, 209. Vgl. P. Geiger, Schweizerische Kiltsprüche, SAVk 18 (1914) 121ff.
[5] 4, 168f. [6] 3, 69; ähnlich 2, 193. [7] 5, 25; 16, 143 (Dursli).
[8] 12, 400. [9] 3, 51. [10] 3, 69. [11] 3, 66. [12] 12, 400.
[13] 1, 175f.; 2, 244; 4, 14. [14] 2, 209. [15] 1, 176; 4, 37. [16] 4, 11.

Suppe ausfressen[1]. Dagegen werden die vornehmen Bauernhäuser geradezu umlagert. Haufenweise stellen sich an Samstagabenden die Freier ein[2]. Man geht auch in die Nachbardörfer und auf die Höfe der Umgebung kilten; diese Gänge sind aber der Nebenbuhler wegen mit Gefahren verbunden[3]. Ohne bestimmte Liebschaft an anderen Tagen als am Samstag kilten zu gehen gilt nicht als ziemlich[4].

Beim Kilten steigt der Bursch auf die Laube oder Holzbeige[5], «döppelet»[6], «hoschet»[7] an des Mädchens Kammerfenster und sagt seinen Kiltspruch her, und wenn er hintenaus ist, fängt er wieder von vornen an[8]. Nicht geraten ist es, dem Klopfenden keine Beachtung zu schenken: Oft geschieht es, dass dann Liebhaber die Fenster einschlagen, die Gadentüre zertrümmern[9]. Das Mädchen geht also das Läufterli öffnen und fragt, wer draussen sei[10]. Auf die Antwort des Burschen hat es die Wahl, ihn geziemend abzuweisen. Ein anständiger Kilter wird sich den Einlass nicht «durch wüstes Tun» erzwingen[11] und geht dann «z'leerem» heim[12]. Manchmal spricht das Mädchen aus dem Fenster mit dem Draussenstehenden, lässt sich wohl auch küssen – «wenn es Knupe (Eiterbeulen) gäbte von jedem Müntschi, es kriegten viele Meitschi gspässige Gesichter»[13]. Im allgemeinen lässt es den Burschen in die dunkle Kammer, «wenn es nicht schon jemand drinnen hat»[14]. Spinnt sich ein Einverständnis an, so wird der Liebhaber nun regelmässig am Samstag kommen[15], aber auch «unter der Woche»[16], ja vielleicht jeden Abend[17]. Aus Rücksicht auf übelwollende Hausbewohner kann er sich vielleicht nur durchs Fenster unterhalten, wie sehr er auch verspricht, leise zu machen und «ordentlich» zu tun[18]. Sonst wird er eingelassen. Eine Bewirtung der Kilter scheint nicht die Regel gewesen zu sein[19]. Es wird deutlich, dass jeder Kilter, nicht nur der Verlobte, das Recht hat, nachdem er sich der Schuhe entledigt, sich auf das Bett zum Mädchen zu legen[20]. Im allgemeinen stört niemand die beiden, «nicht Vater, nicht Mutter, nicht die Welt, selten Gott, öfters die Vorsicht und die Rücksicht»[21]. Es kann sein, dass ein Kilter bis zum aufsteigenden Morgen stillschweigend bei dem Mädchen liegt[22]; gewöhnlich wird die Zeit des Zusammenseins am Fenster oder im Gaden mit Liebesgesprächen und dem Schmieden von Zukunftsplänen verbracht, oft für den Sonntag oder nächsten Markt «ein Bstellts» (eine

---

[1] 2, 251. [2] 18, 73 (Christen). [3] 7, 58; 10, 143. [4] 4, 7. [5] 2, 209.
[6] 16, 105 (Dursli). [7], [8] und [9] 17, 137 (Elsi). [10] 1, 174.
[11] 1, 176; 12, 433. [12] 2, 211. [13] 12, 434. [14] 2, 201.
[15] 18, 73 (Christen). [16] 1, 180; 2, 210. [17] 16, 107 (Dursli).
[18] 12, 433. [19] Andeutungen 1, 129. 131. 217.
[20] 2, 199; 213; die Leute reden offen davon, etwa 1, 129; 2, 184. 210.
[21] 2, 202. [22] Drastisch 2, 199.

Verabredung) gemacht[1]. Liebende erzählen einander «in herzlicher Traulichkeit» ihre Schicksale, ohne dass von Königin des Herzens, Licht der Seele, überhaupt von Liebe und Heirat die Rede ist[2].

Solche Verhältnisse können jahrelang dauern[3] und bleiben natürlich nicht lange verborgen[4]. Am freiesten können sich die ledigen Söhne und Töchter benehmen, wenn sie nicht im Hause selbst, sondern im Stock, im Stöckli schlafen[5]; in der Regel haben sie aber ihr Lager in einem Gaden des Bauernhauses. Diese Häuser sind alle «ringhörig», Bauern schlafen mit offenen Augen wie ein Hase, und jede Bäuerin hört mitten im Schlafe, was in Stall und Gaden sich rührt[6]. Die Töchter und Mägde haben ihre Kilter mit Wissen der Eltern und Meister. Am Tisch wird darüber geschwatzt[7], in der Nachbarschaft[8], von den Weibern auf dem Kirchweg[9], auch von den älteren Schulmädchen[10]. Meistersleute greifen ein, wenn sie Liebschaften der eigenen Diensten untereinander entdecken[11], Eltern, wenn der Freier unerwünscht ist. Da steigt etwa der Vater durch das Loch, das sich über dem Stubenofen befindet, aus der Wohnstube oder dem Stübli ins Gaden herauf, zündet dem Missliebigen mit der Stallaterne hinaus und droht ihm beim Wiederkommen mit Brunntrog und Mistgülle[12]. Um besser lauschen zu können, lässt die Schwester eines Mädchens das Ofenloch offen, streckt, wies ihr zu gefährlich wird, den Kopf ins Gaden herein und scheucht den Kilter vom Fenster[13].

Zu scheuen sind aber vor allem die Nachtbuben, die im Dorf herumschwärmen, etwa schauen gehen, ob die oder jene einen Kilter habe[14], oder sich einen Spass daraus machen, Kilter «auszunehmen»[15]. Dann geschieht es, dass einer mit vorgestreckten Ellbogen den andern einige Male überschiesst, ihn jagt wie ein Hund den Hasen, ihn mit Kameraden zum Brunnen schleppt[16]. Dazu kommen eigentliche Nebenbuhler. Wer beim Mädchen den kürzeren zieht, rächt sich wohl auch; dann gibt es zerbrochene Fenster, zerschlagene Türen[17].

Ist schon hier eine gewisse gegenseitige Beaufsichtigung sichtbar, so wird sie in andern Fällen noch deutlicher. Ein Mädchen, das Verräterei übt, eine heimliche Liebschaft ausplaudert, läuft Gefahr, dass ihm der Liebhaber alle Abend einen Trupp Nachtbuben, «um uns zu plagen», vors Haus bringt[18]. Als Hüter der Sitte treten die Nachtbuben auf, wenn sich einer mit einem übelbeleumdeten Mädchen einlässt[19].

[1] 2, 211. [2] 1, 180. 185. [3] 16, 105 (Dursli).
[4] 1, 180. [5] E 1, 98. [6] 12, 432. [7] 1, 188. 193. [8] 2, 210.
[9] 2, 184. [10] 2, 249. [11] 4, 100. [12] 2, 213. [13] 12, 366f.
[14] 2, 244; 4, 169. [15] 2, 209. [16] 2, 244. [17] 1, 189.
[18] 12, 467f. [19] Das Folgende nach 2, 255ff.

Die Burschen überwachen seine Schritte, lauern ihm auf und machen einen Lärm im ganzen Lande. Der unglückliche Schulmeister wird an einem Sonntagabend mit dem Mädchen in der Stube des verrufenen Hauses überrascht; klirrend stürzt das Fenster herein, ihm nach springen sechs Kerle, trinken den Rest des aufgetragenen Weines aus, und zwei packen den Übeltäter unter den Armen. Auf dem Weg zum Dorf halten sie ihm «Galgenpredigten», etwa: ob er zuerst Kindbetti oder Hochzeit halten wolle. Unter Sang und Klang schleppen sie den sich Sträubenden durchs Dorf, wo die halbe Einwohnerschaft das Schauspiel geniesst. Der Fehlbare muss sich vor dem Pfarerr verantworten[1], und die Schulbuben spielen den nächtlichen Zug als Spektakelstück[2]. In den Wirtshäusern und auf den Märkten schwatzt man davon; sogar ein Spottlied wird gemacht und allenthalben gesungen[3].

Der Kiltgang erscheint als Brauch und Missbrauch. In den Klassen, die etwas zu verlieren haben, ist er ehrbar und sittsam, und es waltet eine Enthaltsamkeit, von der sich Stadtherrchen keinen Begriff machen können[4]. Ein so 'adeliges' Mädchen wie Anne Mareili in 'Geld und Geist' lauscht in den Nachtwind hinaus, ob nicht der Geliebte komme[5], und der vornehme Christen verbringt nach dem Besuch bei 'Sunnebures' die Nacht selbstverständlich bei der Erkorenen[6]. In den ärmeren Klassen dagegen gestaltet sich das Kilten wüst und zügellos und wird zu einem Krebsschaden für das Land[7]. Auffällig häufig ist Schwangerschaft vor der Hochzeit und erregt in vielen Kreisen kein besonderes Aufsehen[8]. Es gibt Mädchen, die einem Manne zu Willen sind, um dadurch zur Ehe zu kommen[9]. Der Bursche heiratet im allgemeinen das Mädchen[10], und schnell wird 'verkündet'. Ein Uneheliches zu haben ist eine grosse Schande; Eltern drohen der Tochter dr Gring abzschrysse[11]. Vaterschaftsklagen vor dem Chorgericht sind sehr häufig[12]; dort kann es zum Eid kommen.

Als Gemeinschaft treten die Burschen schliesslich auf, wenn einer der Ihren in den Ehestand tritt, bei der Hochzeit. «Man muss immer froh sein, wenn die Buben mal ländten; haben sie einmal eine manierliche Frau, sind sie dem Teufel schon halb entronnen»[13]. Die junge

---

[1] 2, 273ff. [2] 2, 287f. [3] 2, 308.
[4] 2, 202. [5] 7, 147. [6] 18, 89 (Christen). [7] 2, 202.
[8] 3, 86; krass 4, 377f.; 16, 55 (Fünf Mädchen). Zur ganzen Frage z.B. R. Hunziker, Aus Jeremias Gotthelfs Vikariatszeit, Neues Berner Taschenbuch auf das Jahr 1917, 144. – Ausführlich Muschg, Gotthelf 404.
[9] 2, 201. [10] 1, 9; 16, 107 (Dursli). [11] 16, 55; ähnlich 15, 108 (Armennot).
[12] Nach Muschg a.O. hat Gotthelf als Aktuar der Chorgerichte von Herzogenbuchsee und Lützelflüh mehrere hundert Vaterschaftsklagen aufgezeichnet.
[13] Worte der Ammännin 12, 479; ähnlich 10, 308.

Burst muss vor dem Hochzeitstag durch einen Trunk[1] oder sonstwie zufriedengestellt werden[2]. Die Bursche[3] oder auch Knechte und Taglöhner[4] ehren am Vorabend das Brautpaar durch Schiessen mit Mörsern, 'Katzenköpfen'. Ausnahmsweise wird auch einem Auswärtigen zu Ehren geschossen[5]. «Wenn Brönz zum Pulver kömmt»[6], gibt es Unglücksfälle. Die Schützen gehen nachher ins Wirtshaus. Dem «Herzog der Nachtbuben» schiessen sie am Vorabend und am Hochzeitabend, und der Bräutigam lässt sich den Wein nicht reuen[7]. Während des Hochzeitszuges wird etwa mit Pistolen geschossen[8]. Einmal ist kurz das 'Spannen' erwähnt; der Schulmeister und seine Braut brechen frühmorgens einzeln auf und treffen einander ausserhalb des Dorfes, damit man sie «nicht etwa aufhalte mit Seilen oder Stangen, um Lösgeld zu erhaschen»[9]. Neben dem freundschaftlichen Schiessen werden etwa auch wüste Töne aus Kuhhörnern vernommen zu Hohn und Spott; Feindschaft, verschmähte Liebe kann der Grund einer solchen «Trosselfuhr» sein[10]. Einem Mädchen, das mit einem Burschen nur ds Gspött treibt, muss, wenn es einmal heiratet, «ghornet, gchlepft, ta sy, dass es e grüsligi Sach syg»[11]. Eine Trosselfuhr hat namentlich zu gewärtigen, wer es unterlässt, den ledigen Burschen rechtzeitig Wein zu zahlen[12]. Gebrandmarkt zu werden verdienen am Hochzeitstag auch die Bräute, die, «nicht Frau, nicht Mädchen», den Jungfernkranz tragen; Spreuer sollte man vor ihnen her bis zur Kirche streuen und Spreuersäcke schwenken hinter ihnen und vor ihnen[13]. Am Abgehen ist zu Gotthelfs Zeit das «Niedersingen» der Brautleute[14]. «Ein Niedersinget wie lang nie» soll aber am Ehrentage Jakoblis und Meyelis nicht fehlen[15].

---

[1] Siehe unten Anm. 12. Vgl. Id 2, 1679ff. [2] 18, 103 (Christen). [3] 12, 489. [4] 4, 367. [5] 5, 395f. [6] Ebenda. [7] 12, 489. [8] 20, 286 (Michel). [9] 3, 83. [10] 4, 367; 12, 489; 20, 285. [11] 7, 346f.

[12] Vetter, Beiträge 254: Da wird dann einige Abende vor der Hochzeit ein Höllenspektakel gemacht «mit Hörnern, Peitschen, Tschäderen, Bännen voll Steinen, kurz mit jeglichem Ding, das wüst geht und wüsten Lärm macht». [13] 3, 86.

[14] 2, 203; vgl. Id 7, 1202f. – Gotthelf zählt es 4, 36 zu den Hudleten. – Visitationsbericht Utzensdorf 1824: Niedersingeten sind nicht mehr eigentlich für die Hochzeitleute da, und der Bräutigam zahlt keinen Wein mehr. Sie sind einfach ein Anlass, eine Nacht lang zu tanzen und zu trinken, dazu die Quelle grösster Unsittlichkeiten (Hunziker, Der junge Gotthelf 25). [15] 5, 345.

V. Schlusswort: Gotthelf und das Volkstum

Auf eine 'Zusammenfassung von Ergebnissen' wird verzichtet; dafür soll zum Schluss das Bild vom Volksleben, so wie es Gotthelf mit den Mitteln des Epikers entworfen hat, durch einige der zahlreichen persönlichen Bemerkungen, Erörterungen, Urteile vertieft werden, die sich in seinen Schriften und Briefen auf unseren Fragenkreis beziehen. Sie zeigen in all ihrer Subjektivität, dass des Dichters Verständnis des 'volkstümlichen' Menschen über alle Wissenschaft weit hinausgeht.

Zuerst muss festgehalten werden: Gotthelf ist nicht ein blinder Lobredner des Volkstums. Gemeinschaft, Überlieferung und Brauch erscheinen in seinem ganzen Werk zwar als die grossen formenden Mächte des Volkslebens, nicht immer aber als an sich positive Werte, so wenig wie ihre Gegenpole Individualismus und Fortschritt grundsätzlich abgelehnt werden. Vielmehr sind diese Grössen zunächst ambivalent, doppelgesichtig, wie alles Menschliche. Zum Beispiel kann sich die volkstümliche Art, das Eigene selbstverständlich für das Beste zu halten, in bornierter Selbstgefälligkeit äussern[1], in dem unleidlichen Hochmut eines Sime Sämeli und seiner Frau, die den süssen Glauben teilen, «ihnen komme niemand im ganzen Kanton gleich»[2] – oder aber in jenem hochsinnigen Sichbescheiden, das Vreneli sagen lässt: «Mich dünkt gut, was ich habe»[3]. Dieses Doppelgesicht zeigt das Volksleben im gesamten. Es macht in der Darstellung Gotthelfs einerseits auf weite Strecken den Eindruck des Primitiven, des Ungeistig-Triebhaften. Wer sich nach dem allgemeinen Brauch richtet, lebt, «wie eine Gans der andern nachwatschelt»[4]. Es scheint noch keine Individuen zu geben, nur Gruppen, nur Herden: Eine Reihe schnäbelnder und schnäderender Mädchen gleicht einem Zug von Schneegänsen[5], die Dorfweiber wimmeln durcheinander wie Bienen oder Ameisen[6]. Anderseits kann Gotthelf als Kronzeuge dafür angerufen werden, dass Gemeinschaft, Überlieferung, Brauch individuelles Leben nicht ersticken, vielmehr Vorbedingung für sein Gedeihen sind. Die vielen unverwechselbaren Menschengestalten, die uns aus seinen Werken entgegentreten, sind Beweis dafür: etwa Harzer Hans, ein lebendiges Beispiel für das, was es heisst, «Gott und den

---

[1] 2, 179; 7, 248: Die Leute im 'Dorngrüt' sind überzeugt, «was sie schön düech, sei schön». [2] E 1, 86. [3] 11, 162; ähnlich 13, 425. [4] 17, 267 (Koppigen).
[5] 9, 123; ähnlich 12, 348.
[6] 12, 441. So zeichnet den «primitiven Gemeinschaftsgeist» H. Naumann, Grundzüge der deutschen Volkskunde (1922) 56ff., z.B. 58: «Der primitive Mensch ist also ein sozial gebundenes Herdentier».

Menschen hassen»[1], und daneben der andere Erbvetter, Hans Joggeli, der weise Mann «in seiner ruhigen, aber stetigen wortlosen Güte»[2], «Herr seiner selbsten, darum auch Meister über andere»[3]; oder Anne Bäbi, das es gut meint, «aber uf sy Gattig»[4], und seine Schwiegertochter Meyeli – «es hatte das göttliche Lachen und Weinen noch beisammen»[5].

Dieses Volksleben, das in seinem bunten Reichtum den Dichter Gotthelf entzückt hat, ist nun freilich von dem Volkserzieher um so entschiedener gewertet worden. Schlüssel für das Verständnis seiner Haltung ist – wie wäre es anders möglich – sein christliches Grundverständnis des Menschen[6]. Letztes Ziel der Menschheit ist die Aufrichtung des Reiches Gottes auf Erden. Was ihm näherbringt, ist zu bejahen, was von ihm entfernt, zu verwerfen. Mit diesem Maßstab hat Gotthelf zeit seines Lebens die Mächte des Volkstums gemessen; an ihm allein offenbart sich ihr Wert oder Unwert. Es hängt mit des Dichters Erfahrungen und mit seiner inneren Entwicklung zusammen, dass er die Tauglichkeit des Volkstümlichen für den Bau des Reiches Gottes in späteren Jahren ganz anders eingeschätzt hat als in seiner Frühzeit.

Dem jungen Geistlichen Albert Bitzius kommt das Volksleben wie ein verwahrloster Acker[7], wie ein ungeheurer Sumpf vor. «Die gute alte Zeit»[8] muss durch eine Bewegung, die «Leben bringt in die tote Masse»[9], überwunden werden. Als überzeugter Fortschrittsmann und aufgeklärter Christ schliesst er sich der Revolution von 1830 an; denn diese, von der Vernunft begonnen, ist ihm «ein neuer schlagender Beweis gegen die, welche behaupten wollen, die Welt werde immer schlimmer»[10], ja geradezu «ein Zeugnis, dass das Zeitalter des Geistes naht»[11] – ein Zeitalter der christlichen Freiheit und Gleichheit[12]. Die bessere Zeit kann heraufgeführt werden durch eine christliche Volksbildung, die den wahren, den christlichen Fortschritt[13] verbürgt. Das Volk – er kennt es als «die Ungebildeten, die zwar von der Natur abgewichen, aber noch nicht durch Cultur zu derselben zurückgekehrt sind»[14] – erwacht, «ist aber noch schlafsturm und weiss nicht recht, auf

---

[1] 19, 267. [2] 19, 222. [3] 19, 235. [4] 5, 7.
[5] 6, 50. [6] Siehe S. 127ff.
[7] Der Dichter braucht das Bild von den wilden Äckern und von dem Manne mit dem Schälpflug im Hinblick auf den 'Bauernspiegel': Vetter, Beiträge 20f.
[8] Ironisch gebraucht 1, 82; 2, 79. [9] E4, 95. [10] E4, 94f.
[11] Rede am Verfassungstag 1834 (W. Muschg, Gotthelfs Werke [1948ff.] Bd. 20,114).
[12] Vgl. zum Beispiel die Feldpredigt über die Freiheit: E3, 209ff. (Sissach 1831) und den Vortrag 'Christliche Freiheit und Gleichheit in Vergangenheit und Gegenwart' (1833): E12, 193ff. [13] 3, 67. 296f. 299f. [14] Hunziker, Der junge Gotthelf 23.

welcher Seite es aus seinem vertroleten Bette kann»[1]. Ihm auf die Beine zu helfen «durch eine vernünftige, nicht gelehrte, aber menschlich christliche Bildung»[2] ist die grosse Aufgabe der Lehrer, des wichtigsten Standes im Staate, in dessen Händen die bessere Zeit liegt[3], und der Geistlichen, wenn nämlich diese «das Erwachen dieser Zeit erkennen, dieses Erwachen heiligen»[4], statt «ein Anhängsel der Aristokratie» zu bilden[5]. Der feurige Reformer muss die Volksart als feindliche Macht empfinden. Er fühlt, dass «das rohe, in Misstrauen und alten Vorurteilen befangene Volk»[6] nicht gewissermassen über sich selbst hinausgehoben werden will. Der Teufelsglaube: «Es wird scho gah, wies gah soll», vereitelt jede Verbesserung[7]. Seine Gemeinde Lützelflüh, «seit langem gewohnt, ungestört ihren Missbräuchen zu leben», ist zwar für gewöhnlich in mehrere Parteien gespalten, aber im «Widerwillen gegen jedes Einwirken» eines Dritten sogleich einig[8]. Er, der die städtische Aristokratie seit je gehasst und bekämpft hat, ihren Familien- und Ahnendünkel lächerlich findet[9], trifft auch auf dem Land «ein aristokratisches Element..., lässig, verkappt wie der Esel in der Löwenhaut»[10]. An Gebräuchen sieht er nichts als Missbräuche, die Tanzwut[11], das Minorat[12], den Kiltgang. Am meisten zu schaffen macht ihm das zum Formalismus versteinerte Christentum des Volkes. Im Grunde regiert der Aberglaube und nicht der Glaube die Leute[13]. Aber Gotthelf nimmt den Kampf auf; «es giltet... die Entsumpfung der Seelen des Emmentals»[14].

Zwei Erfahrungen, die einander ergänzen, haben den Dichter mit den Jahren anders sehen gelehrt. Eine sehr schmerzliche: Die Regenerationsbewegung der dreissiger Jahre löst wohl das Volk aus alten Bindungen, verwirklicht aber das Postulat der christlichen Bildung nicht. Der aufkommende Rechts- und Wohlfahrtsstaat lässt sich nicht vom Geist Gottes lenken, sondern vom Zeitgeist[15]. Dieser ist unchristlich, «ein abgöttischer Geist, der sich selbst zum Götzen macht»[16], und zugleich unvolkstümlich; denn «das Berner Volk hat Religion»[17],

[1] E4, 95. [2] Ebenda.
[3] Rede am Verfassungstag (siehe S. 197 Anm. 11) 122.
[4] E4, 163 (an das Erziehungsdepartement betreffend die Feldprediger).
[5] E12, 208. [6] Hunziker, Der junge Gotthelf 37. [7] 23, 16f.
[8] Aus den Visitationsberichten für 1833 und 1834 (G. Tobler, Gotthelfiana, in: Neues Berner Taschenbuch auf das Jahr 1906, 30ff.).
[9] «An toten Namen klimmen sie empor wie der Affe am Kamel ...» (2, 294).
[10] E4, 114. [11] Hunziker, Der junge Gotthelf 25. [12] 15, 116 (Armennot).
[13] 3, 162; G. Tobler a.O. 34 (Jahr 1836). [14] E4, 155.
[15] Zum Wort z.B. 13, 127. 208f.; zur ganzen Frage eingehend P. Baumgartner, Jeremias Gotthelfs Zeitgeist und Bernergeist, passim. Fehr, Bild des Menschen 231ff.
[16] Hopf, Gotthelf als Pfarrer 142 (aus 'Ein Wort zur Pestalozzifeier'). [17] 13, 273.

der «radikale Unsinn» aber will es «mit unverdauten Ideen... notzüchtigen»[1]. Ohne den Kompass des Christentums führen Freiheit und Gleichheit[2], Fortschritt[3] und Kultur[4] in die Irre. Bildung und Aufklärung ohne Glauben sind «gar nichts als der Anstrich über ein Grab voll Moder und Totengebein»[5].

So wird das Volk jeder Stütze beraubt, betrogen. Die neue «Freiheit die ich meine!»[6] löst die Gemeinschaftsbindungen auf, und es entsteht «eine Gesellschaft, aus lauter selbständigen, gstabeligen Ichs zusammengesetzt»[7]. Die Grundlagen menschlichen Zusammenlebens, Ehe und Familie, geraten in schwerste Gefahr[8]; das öffentliche Leben, «das Vaterland» zählen allein. Die Dorfgemeinschaft vergisst die Verantwortung gegenüber dem Nächsten; in die Lücke tritt der mächtige Staat mit seinem «Tabellieren»[9]. Unversehens schlägt diese staatlich garantierte Freiheit in die ärgste Tyrannei um[10].

Ebenso fatal wie die unchristliche Freiheit wirkt sich die Gleichheit auf das Gemeinschaftsleben aus: Sie zerschlägt alle Ordnung – «heute ist das oben und morgen das Umgekehrte»[11] –, «bahnt (schliesslich) der Ordnung den Weg, wo der Stärkere Meister ist»[12]. «Das Mischlen, ... das lästerliche Nivellieren der Menschheit», bedeutet eine Gleichmacherei nach unten[13]. Die höhere Schulbildung[14] und der freie Wettbewerb erzeugen ein allgemeines Drängen aus dem Stand; gegen «die Erniedrigung des Dienens»[15] verwahrt man sich. Während der Bauer über die Achsel angeschaut wird[16], gibt eine fluktuierende Masse von Schreibern, Schulmeistern, Agenten und Pintenwirten den Ton an; ein verächtliches Halbherrentum wird gezüchtet – «e halbe Herr, e halbe Fötzel»[17]. Jeder Ampelistock fühlt sich zum Regieren berufen[18]; darum entbehren die neuen Regenten des Ansehens – Bündengschücher (Vogelscheuchen), Holderdoggle (Stehauf-Männlein aus Holundermark)[19]. Die falsche Auffassung der Gleichheit lässt die Frau

---

[1] E6, 70. [2] 8, 93 und 13, 7 zitiert der Dichter Galater 5, 13ff.

[3] Das radikale Schlagwort vom «entschiedenen Fortschritt» wirkt auf Gotthelf wie ein rotes Tuch: 9, 285. 378; 10, 285; 11, 296; 12, 73 usw.

[4] Kultur: N.N. «hat das verfluchte Wort Kultur gebraucht, was ich auf den Tod hin hasse» (E6, 44 an Hagenbach). [5] 13, 204f.

[6] 12, 361; ebenda: «Freiheit für die Sau»; ähnlich oft. [7] 13, 140.

[8] 11, 7f.; 13, 189. 264. 319. 459. [9] 14, 251; 15, 97. 175 (Armennot).

[10] E1, 294; ebenso 9, 250f. 400 und oft. [11] 10, 268. [12] 10, 265.

[13] E2, 114f. [14] 13, 422ff. [15] 9, 151. [16] 14, 290f.

[17] 12, 354; 'halbe Herren' erstmals schon 1, 311f. beschrieben; 13, 269; 14, 289f. Mit grausamer Lust gibt ihnen Gotthelf sprechende Namen: 'Herr' Böhneler (19, 321ff.), 'Herr' Gygampf, Bastian Krebsli, Samewel Grööggel, Josephli Guggus (21, 208. 261 Der Ball). [18] E2, 86f.; treffend 13, 77.

[19] 14, 166. Gotthelf malt sich die Zeit aus, da ein Galeerensklave Grossrichter, ein Ausgepfändeter Tagsatzungspräsident, ein Abdecker Kultusminister sein kann (10, 264).

nach Emanzipation rufen; sie wird zum Affen des Mannes, «nur um einen guten Teil böser und naschhafter»[1]. Widernatürlich ist auch «die Emanzipation der Jugend vom Alter»[2]. «Der Schnuderbube will schon ein Mann sein»[3]; in merkwürdiger Verblendung schreit alles nach «Milchschnäuzen»[4], und Männer nehmen von Kindern Gewohnheiten an[5].

Nicht weniger folgenschwer ist die Auflösung der Traditionsbindungen. Diese Jungen, die den 'entschiedenen Fortschritt' auf ihre Fahne geschrieben haben, verachten die Vergangenheit[6]. «Jeder Tropf meint, bei ihm solle die Geschichte erst anfangen, er sei der erste Mensch, der erste wahre Kulturstöffel»[7]. Das junge Geschlecht wird, nicht zuletzt durch eine 'bessere' Schulbildung, vom alten abgerissen[8]; «unsere Väter wussten nicht, was leben ist»; «alt ist alt, und der Pflug geht nicht immer im gleichen Loche, wie Grossätti und Ätti ihn geführt»[9]. Die äusseren Überlieferungsgüter werden verschleudert, 'zu Geld gemacht'[10]; auch der Staat hat Schulden statt Gulden[11], und «die Verschwendung (wird) in ein völkerbeglückendes System» gebracht[12]. Damit wird aber nicht nur die Vergangenheit verzehrt[13], sondern auch die Zukunft vorweggefressen[14]. In dieser Haltung, die ganz der volkstümlichen Art zuwiderläuft[15], erweist sich der Zeitgeist als ein Geist der Selbstsucht, daher der Vereinzelung[16]. Wie das materielle wird auch das geistige Patrimonium vertan. Die Zeit leidet an Gedächtnisschwund[17], woran nicht zuletzt die Schulen[18] und die Zeitungen[19] schuld sind. Der Brauch verliert seine Macht; denn «es gibt alle Jahre neue Bräuche»[20]; überhaupt werden sie durch die staatlichen Gesetze überflüssig. Aber diese bieten zweifelhaften Ersatz. Sie sind unvolkstümlich: Ihre «Massenhaftigkeit»[21] und ihr ständiger Wechsel[22] bedeuten eine «teufelsüchtige Schelmerei am Volke»[23], bringen nichts als Verwirrung. Hier lässt sich die andere Haupteigenschaft des Zeitgeistes fassen: Er ist «flüchtig und unbe-

[1] 12, 417; 13, 265; wichtig 15, 181ff. (Armennot). [2] 13, 180; scharf 9, 245f.
[3] 4, 99. [4] 10, 242; 6, 408; 13, 165. [5] 12, 117; krass 13, 389f.
[6] 18, 52 (Schlachtfelder). [7] 10, 319. [8] Hopf, Gotthelf als Pfarrer 147.
[9] 13, 59f., vgl. dagegen oben S. 157. Ähnlich 11, 61f.
[10] 4, 306; 8, 238; 13, 144f. [11] Eindrücklich 10, 226f.
[12] 20, 392 (Seidenweber). [13] 12, 368. [14] 13, 301.
[15] Hans Schnell, der liberale Führer von 1830: Das Bernervolk, «dessen Tugend Einfachheit, dessen Charakter Sparsamkeit und dessen grösster Genuss Besitz ist» (zit. von E. Blösch [siehe oben S. 147 Anm. 5] 243f.).
[16] Hopf, Gotthelf als Pfarrer 142. [17] 8, 317; 17, 77 (Schwarze Spinne).
[18] Ständiger Wechsel der Lehrbücher (Hopf 146ff.).
[19] «Wo alle Tage ein ander Gestürm darin ist, welches man vergessen hat, wenn man darüber weg ist» (13, 60). [20] 11, 62. [21] 8, 269.
[22] 14, 219. [23] 13, 105.

ständig»[1]. Das ganze Leben gerät in fieberhafte Bewegung; wer «der modernen Kulturbildung angehört,... muss alle Tage veraltete Ansichten wegwerfen,... wird ein Knecht der Unbeständigkeit»[2]. Von der Unrast ist eine kleine Spanne zum Ungenügen, das durch gewissenlose Politiker noch künstlich geschürt wird[3]. «Die Kranken am Zeitgeist» sind die immer Unzufriedenen, die die Weltordnung anbellen[4]. Sinnbild dieses haltlosen Lebens ist das Wirtshaus zur 'Gnepfi'[5] in 'Der Geltstag oder die Wirtschaft nach der neuen Mode', wo die Gemeinschaft zerfällt – Mann und Frau lauern auf den Tod des andern[6], wo die Überlieferung ihre Kraft verloren hat – «wer auf der Gnepfi lebt, der hat ein kurz Gedächtnis»[7], wo vor allem andern der Glaube tot ist – «sie dachten nie daran, dass sie im Leibe eine Seele hätten, geschweige dann, dass ein Gott im Himmel sei»[8]. Denn es ist Gotthelfs feste Überzeugung, dass der tiefste Grund aller Auflösungserscheinungen, dieses allgemeinen Geltstages, nicht diesseitiger Art ist. Er liegt in der «Emanzipation von Gott»[9], vom Dichter aufgezeigt in den biblischen Bildern des unsteten und flüchtigen Kain[10], des Turmbaus zu Babel[11].

Gotthelf hat es also erleben müssen, wie die Auflösung der alten volkstümlichen Lebensformen dem Christentum nicht etwa Vorschub leistete, sondern im Gegenteil die Abkehr vom Glauben begünstigte. Er kommt zur Erkenntnis, dass das Reich Gottes nicht am ehesten gefördert wird durch den Umsturz aller Verhältnisse.

Mit diesem erschütternden Erlebnis geht nun aber ein anderes Hand in Hand: das Hineinwachsen in das eigentliche Volksleben. Er lernt es jetzt mit anderen Augen sehen. Im Jahre 1847 rechnet er Lützelflüh «unter die ehrbaren Gemeinden, in welchen die trübe Flut der Zeit nicht den meisten Schlamm abgesetzt hat»[12], und in seinem letzten Amtsbericht schreibt er: «Schliesslich fühle ich mich zu der Erklärung gedrungen, dass ich mich glücklich fühle, Pfarrer in der Gemeinde Lützelflüh zu sein»[13]. Gemeinschaft, Überlieferung, Brauch werden von ihm in ihrer wahren Bedeutung erlebt.

Dem Menschen ist der Trieb zur Gemeinschaft eingeboren; er ist glücklich, wenn er einem Kreise angehört, der ihm Halt im Leben gibt[14]. Wie Pestalozzi sieht Gotthelf[15], dass alle Gesittung auf den

---

[1] Hopf, Gotthelf als Pfarrer 142. Muschg, Gotthelf 355.
[2] Hopf 149f. [3] 13, 38f. [4] 14, 146; siehe auch 9, 163. 234.
[5] Gnepfi = die schwankende Lage, Schwebe (Id 2, 670f.). [6] 8, 117ff.
[7] 8, 317. [8] 8, 55. [9] 12, 371. Gut P. Baumgartner a.O. 147. [10] 8, 308.
[11] 13, 140. [12] G. Buchmüller (siehe oben S. 188 Anm. 8) 193.
[13] Ebenda 199. [14] 11, 339. [15] Hopf, Gotthelf als Pfarrer 141.

kleinen Gemeinschaften ruht: «Es ist nicht der Staat, nicht die Schule, nicht irgend etwas anderes des Lebens Fundament, sondern das Haus ist es. Nicht die Regenten regieren das Land, nicht die Lehrer bilden das Leben, sondern Hausväter und Hausmütter tun es»[1]. Auflösung der Familienbande ist das «Kennzeichen einer Fäulnis in der Gesellschaft»[2]. Die Ehe ist ein Beweis, dass «aus Tieren Menschen geworden»[3]. Wieder mit Pestalozzi erkennt er in der Frau und Mutter «eines Hauses Grund und Fundament»[4]. «Man spricht viel und verächtlich von Weiberregiment; ... wo rechte Weiber sind, ist dies Regiment überall»[5]. «Das Haus ist die Pflanzschule künftiger Geschlechter»[6]; «im Hause muss beginnen, was leuchten soll im Vaterlande»[7]. Diese Strahlungskraft des kleinen Kreises hat der Dichter mit besonderer Liebe dargestellt. Er kennt Bauernhäuser, die für eine Gegend gleichsam eine vielhundertjährige Schirmtanne auf hoher Weide sind[8]; Bauernfrauen, einem warmen Ofen im harten Winter ähnlich, den jeder aufsucht, dem es schaurig wird in der kalten Welt[9]. Nach dem Vorbild der Familiengemeinschaft sollten Gemeinden und Staat eingerichtet und regiert werden. Voller Stolz vergleicht Gotthelf den Kanton Bern, sein «teures Vaterland»[10], mit einem guten Hof[11]. Gemeinden sind am besten von «Gemeindevätern» geführt, die in patriarchalischem Ansehen den Frieden fördern[12], an die Spitze des Staates gehören Landesväter[13]. In der kleinen Gemeinschaft kann der Einzelne – der Dichter weiss um seine Wichtigkeit[14] – die ihm gebührende Stellung einnehmen. Darum ist der Kleinstaat, wo das Volk «eine grosse Familie» bildet[15], der beste Staat. Im Großstaat fragt man dem Einzelnen nichts nach, da wird «die Ausführung einer Staatsidee Zweck des irdischen Lebens. Wer weiss, ob nicht in Meere von Blut die Vernachlässigung des Einzelnen über die Überhebung des Staates als eine weltgeschichtliche Torheit eingegraben wird, und zwar bald?»

Gegenüber der «gleichmachenden Richtung der Zeit»[16] tritt dem Dichter überall eine naturhafte Ungleichheit entgegen: «In der ganzen Natur (ist) keine Gleichheit, kein Baum ... wie der andere, keine Kuh wie die andere, kein Gesicht wie das andere»[17]. Eine ständische Schichtung ist unvermeidlich; «die Hauptsache ist die, dass einer in seinem Stande feststehe»; wer über seinem Stande steht, der schwebt

---

[1] 7, 366. [2] 20, 321 (Seidenweber). [3] 15, 113 (Armennot).
[4] 7, 162; 11, 203: «die Haussonne».
[5] 12, 416f.; vgl. die wichtige Briefstelle E6, 17f.
[6] 16, 14f. (Fünf Mädchen). [7] 15, 301 (Eines Schweizers Wort). [8] 11, 24.
[9] 11, 284. [10] 13, 8. [11] 14, 43f. [12] 14, 282.
[13] 14, 242; 16, 127 (Dursli). [14] Vgl. etwa 15, 311f. (Eines Schweizers Wort).
[15] 16, 127f. (Dursli), ebenso das Folgende. [16] 9, 494. [17] 9, 252.

in der Luft und wird fallen[1]. Aus der Ungleichheit ergibt sich eine Rangordnung; selbst bei den Kühen im Stall hält man auf sie und stellt die schönsten nach vorne[2]. Nicht nur der Kanton Bern ist durch und durch aristokratisch[3], «im Grunde des Herzens sind alle Menschen Aristokraten»[4]. Die unteren Schichten empfinden die Lebensart der obern als vorbildlich und suchen sich ihre Errungenschaften anzueignen. Gotthelf hat diese (volkskundlich so wichtige) Tatsache des sinkenden Kulturgutes mit grösster Klarheit erfasst: «Das Wetter kommt immer von oben»[5]; «es gibt Übergänge in der Weltbildung, welche alle Stände mehr oder weniger durchlaufen müssen»[6]. Neues ersinnen und erfinden Genies, aber die Mehrzahl wird erst in hundert Jahren etwas von der neuen Wahrheit wissen[7]. So geht es in der Medizin: Was eine Zeitlang die Gelehrtesten getrieben, kommt über die Gelehrten und Halbgelehrten endlich «unter das Volk, unter den Pöbel, zu den Quacksalbern und Hebammen» und wird da hängen bleiben. So geht es auch mit den Moden; die steigen von den Hofdamen hinunter bis zu den Kellermägden[8].

Ebenso tief wie die Gemeinschaft wirken Überlieferung und Brauch. Die Gewohnheit übt über die animalische Natur eine mächtige Kraft aus[9]. «Das Volk liebt das Einförmige, Bekannte, Bleibende, und zwar in seinem ganzen Lebenskreise, in Sitten und Speisen, Büchern und Gesängen, Häusern und Bekannten, kurz in allem. Diese Eigentümlichkeit liegt in der Natur aller Kernvölker»[10]. Ohne sie würde die Neuerungssucht «in vierzehn Tagen mit Menschen und Vieh, mit der ganzen Erde überpurzeln»[11]. Überwältigend ist die Macht des Geschichtlichen. «Geschichtliches Dasein (historische Existenz) ... ist das Vorrecht der Menschen»[12]. Die Menschheit ist nichts anderes als «eine grosse Heeressäule, die dem Grabe entgegenwandert»[13]. Jeder macht Geschichte; selbst der arme Weber, den man vergisst, kaum dass die Grasdecke über seinem Grabe fest geworden ist, webt auf Erden an seiner Zetti fort[14]. Jeder hat Anteil an einer ungeheuren Erbschaft. Das Erbe der Vorfahren gleicht einem grossen Berg, auf dem die Nachkommen sitzen. Ohne die Gestorbenen wären wir «nichts als nackte Wilde in düstern Sümpfen und Wildnissen»[15]. Dieses menschliche Elementargefühl wird in der Familie zum historischen Bewusstsein; durch festes Besitztum oder eine bedeutende Persönlich-

---

[1] 9, 63. [2] 20, 200 (Michel). [3] 12, 259. [4] 11, 145. [5] E6, 333.
[6] 3, 333. [7] 6, 248. [8] 6, 90; vgl. Weiss, Volkskunde 40f. [9] 12, 78.
[10] 10, 195. [11] 15, 190 (Armennot). [12] 13, 145. [13] 7, 356. [14] 3, 182f.
[15] Die ganze Stelle nach 18, 44f. 48 (Die Schlachtfelder). Siehe auch K. Meuli, Schweizer Masken (1943) 44f.

keit erhält sie einen Namen, eine Vergangenheit – und damit auch eine Zukunft. Das Tier kennt weder Vergangenheit noch Zukunft; ihm ähnlich hat der Massenmensch keinen Namen, kein historisches Dasein[1]. In Geld und Besitz, erst recht «in edlen Vorfahren, in einem ehrbaren Familiennamen (liegt) eine Kraft für das gegenwärtige Geschlecht»[2]. Nicht zufällig hangen Bauern als Besitzende und Frauen[3] als Hüterinnen der Familie besonders am Alten. Dieser «echt konservative Sinn», der den Kindern das Haus wahret, wird dem kommenden Geschlechte das Vaterland wahren[4].

Wie tief diese Formkräfte des Volkslebens in der menschlichen Natur begründet sind, beweisen dem Dichter seine Gegner, die Anhänger des entschiedenen Fortschritts. Diese Menschen, «die das Volk nicht kennen, auch wenn sie aus dem Volke sind»[5], und die des törichten Glaubens leben, «Sitten, Denkweise eines Volkes (liessen) sich umgestalten mit einigen Winken von grünen Sesseln aus»[6], müssen es erfahren, dass das Volksleben keine Tafel ist, «die man beschmieren oder abwaschen kann nach Winken von Oben oder Unten»[7]. Noch mehr, sie unterliegen selber dem ehernen Gesetz. Anstelle der früheren Ständeschranken bringt die Demokratie nach 1831 nicht die 'Gleichheit', sondern neue Scheidung: Aus dem Volk ist eine neue Klasse emporgewachsen, die sich nicht mehr zum Volke rechnet[8], bestehend aus Beamteten, Gewerbsleuten, ... eine neue Aristokratie[9]. Anstatt des einstigen starren Rückschrittsglaubens beherrscht sie eine ebenso uneinsichtige Fortschrittsgläubigkeit[10], die mit Schlagwörtern wie «Morgenröte der Freiheit» ficht[11]. In «blindem Autoritätsglauben» werden diese nachgeplappert[12]; aber gar bald reden auch die «Neugierigen» von der bösen Welt, die immer schlechter wird[13], und führen bei passender Gelegenheit Worte wie 'Brauch' oder 'üblich und bräuchlich' im Mund[14]. Und was Fortschritt gewesen, wird gar bald zur Mumie. Eben noch hat man zum Beispiel über «das tötende mechanische Einerlei der alten Schule gen Himmel geschrien und versteinert jetzt Pestalozzis Anschauungslehre zum schauderhaftesten Lirum Larum»[15]. Es bestätigt sich darin eine Grundauffassung Gotthelfs, dass nämlich «das Alte in den verborgenen Tiefen der Seele

---

[1] Die ganze Stelle nach 13, 145. Siehe S. 153. Treffende Kennzeichnung der Masse: 10, 239. 255. [2] 23, 338f.; ähnlich 10, 61; 15, 117 (Armennot). [3] 13, 325.
[4] 8, 234. [5] E13, 172. [6] 24, 160.
[7] Buchmüller a.O. 197; ähnlich schon 1, 279. Ferner 15, 127 (Armennot): «Zweihundertjährige Sitte lässt sich nicht abschaffen wie ein altes Ruhbett.»
[8] 15, 286 (Eines Schweizers Wort). [9] 1, 292; Aufzählung des 'jungen Adels': 13, 256.
[10] Weiss, Volkskunde 18. [11] 20, 24 (Dorbach); ähnlich 13, 153. 155. [12] 9, 246.
[13] 12, 60f.; E1, 206. [14] 13, 161. 180. [15] Hopf, Gotthelf als Pfarrer 146.

(bleibt), wenn auch die Welt scheinbar neu wird»[1]; dass überhaupt die Gestalt der Welt vorübergeht, das Menschenherz aber sich gleich bleibt für und für[2].

Wenn ein Gewitter naht – so fasst der Dichter seine Erfahrungen mit dem Volk einmal in einem gross geschauten Bild zusammen – sieht man auf den Wiesen die Wässerbauern in den währschaften Röcken und Hüten ihrer Grossväter hantieren, von ferne ein uralt, längst zu Grabe gegangenes Geschlecht, aus der Nähe betrachtet jedoch bekannte Gestalten, «deren Beine noch auf Erden wandeln, aber in den Schuhen der Väter, gehüllt in ihre Röcke, übend ihre Sitten»[3]. So geborgen fühlt sich der Volksmensch in Gemeinschaft, Überlieferung, Brauch und Sitte.

Entschieden wie Ankenbenz in 'Zeitgeist und Bernergeist' hält es also Gotthelf mit den «gesessenen Leuten»[4]. Nicht bloss als romantisierender Volkstumspfleger, auch wenn er die alten hölzernen Milchbränten gegen die neumodischen blechernen verteidigt[5]; und nicht einfach als politischer Reaktionär, wenn schon er im 'Schuldenbauer' schliesslich den Junker vom 'Stierengrind' als Retter in der Not auftreten lässt[6]. Er sagt zu seiner Bauernwelt ja, weil er sie durch das Christentum geadelt sieht[7]. Bernergeist bedeutet ihm keineswegs nur den Geist des 'natürlichen' Volkstums; zu gut kennt er die Mächte des Blutes[8], weiss, wie sehr der alte Boden der Veredlung bedarf[9]. Das eigentliche Leben des Menschen ist sein Verhältnis zu Gott[10], aber – das ist die entscheidende Einsicht des Dichters – dieses Leben in Gott wird nicht durch eine bestimmte «Heilsordnung»[11] erwirkt, «nicht durch besondere Gesellschaften, Missionen, Formeln etc.» dargestellt, sondern «durch das Leben selbst»[12]. «Das Weltliche und das rechte Geistliche sind viel näher beieinander, als die meisten Leute glauben»[13]. Bernergeist ist der auf dem Boden des Alltags sich bewährende Geist des Christentums[14].

So mit den Augen des Christen betrachtet, bekommt das Volksleben einen neuen, tieferen Sinn. Hinter den 'natürlichen' Ordnungen steht Gott: Gott will, «dass der Mensch betrachte die vergangenen Zei-

[1] 18, 307f. (Sintram). Das Alte wird mit der Zeit wieder neu: 19, 322 (Böhneler); ins Burleske gewendet 6, 248f.

[2] 17, 229 (Koppigen); ähnlich 251: Die menschliche Natur bleibt die gleiche «trotz allen Konstitutionen und Schulmeistern». [3] 11, 301. [4] 13, 33.

[5] 12, 76ff. [6] 14, 343ff.

[7] Zu dieser Synthese vgl. etwa Günther, Wesen und Werk 43; Muschg, Einführung 36; E. Buess a. O. 258.

[8] Muschg, Gotthelf passim. E. Buess a.O. 66: «Dieselbe Natur, welche die Ordnung sucht, steht in heimlichem Einverständnis mit dem Chaos». [9] 8, 101. [10] 13,37.

[11] 15, 208 (Armennot). [12] E 5, 91.

[13] 4, 376; ähnlich 381. [14] P. Baumgartner a.O. 199.

ten»[1]; Gleichheit ist gegen die Ordnung Gottes[2]; unser Herrgott hat die Menschen als Aristokraten geschaffen[3]; die Störung des Verhältnisses der Generationen rächt sich; denn «die Ordnung Gottes lässt sich nicht ungestraft verkehren»[4]. Die volkstümliche Trägheit ist von «Gott geordnet»[5], die Liebe des Volks für das Einförmige, Bleibende ist von Gott in die Natur der Kernvölker gelegt, «und wer es aus der Natur tun will, frevelt»[6]. In dieser Eigenart ist keimhaft vorgebildet ein höheres Verlangen: «Es sehnt sich unser Geist nach einem Festen und Bleibenden, nach einer Heimat, wo kein Wandern, kein Wechsel mehr ist»[7]. Von Gott geordnet sind in besonderem Masse die Gemeinschaften der Ehe und Familie. Hier berühren sich Himmel und Erde: Jedes Haus ist ein eigener Tempel Gottes, gleichsam eine Zelle im Reiche Gottes[8], «die Ehe ist das Höchste in des Menschen Leben»[9], «auf Erden Gottes Heiligtum, in welchem die Menschen sich weihen und reinigen sollen für den Himmel»[10]. Mann und Weib sind Statthalter Gottes auf Erden[11], die Frau im besondern die Mittlerin des Hauses zwischen Gott und den Menschen[12]. Eltern sollen der Kinder Himmelsleiter[13], Engel Gottes sein[14], Kinder sind «Engel Gottes, gesandt, die Eltern zu heiligen»[15].

Nicht mehr lästige Hindernisse wie früher, auch nicht bloss bequeme Hilfsmittel, das ungebärdige Volk in Schranken zu halten, sieht der reife Gotthelf in den Mächten des Volkstums, sondern von Gott gegebene Möglichkeiten, die es zu nützen gilt, sein Reich auf Erden zu mehren.

In seinem Bemühen geht der Pfarrer am besten aus von der brauchmässig geübten Volksreligion[16]. Früh schon achtet er «auf den Glauben, wie er in den Gemütern seiner Leute lebt(e), mehr, denn wie er in den Büchern gelehrt wird»[17]. Ein dem Volke fremder Pfarrer ist ihm verächtlich[18]. Er gelangt durch Erfahrung zur Einsicht, dass dieses Erdenleben nicht für Zustände bestimmt ist, «in denen die Gesamtheit ein geistiges Leben lebt»[19]. Das Volk will Religion, aber seiner Art gemäss «eine feste Form des Glaubens... Nun hat der Pre-

---

[1] 17, 229 (Koppigen). [2] 9, 252. [3] 11, 145.
[4] 18, 140 (Knabe des Tell). [5] 15, 190 (Armennot). [6] 10, 195.
[7] 9, 501. [8] 7, 359. [9] 15, 113 (Armennot). [10] 4, 380.
[11] 20, 325 (Seidenweber); 7, 359. [12] 7, 47. 360. 385; 13, 19. – Auch ins Heidnische gewendet: «Des Hauses Priesterin, sie wahret, sie brauet des Hauses Segen auf ihrem Herde» (7, 310); «Schutzgöttinnen» des Herdes (13, 245f.).
[13] 15, 111f. (Armennot). [14] 7, 363.
[15] 3, 156. Zur Gefahr der 'mythischen Überhöhung' richtig: E. Buess a. O. 102ff.
[16] Weiss, Volkskunde 303ff.
[17] Nach Fröhlich, abgedruckt bei: W. Muschg, Jeremias Gotthelfs Persönlichkeit (1944) 121. [18] Vgl. etwa 3, 252f. mit 6, 404f. [19] E 5, 361.

diger an dieses Feste, durch das Volk ihm Gegebene sich zu halten... und Leben darein zu bringen»[1].

Das 'Feste' stellt sich im Brauche dar, der vom Volk ja vielfach mit der Religion gleichgesetzt wird[2]. Nun hat zwar Gotthelf die Bräuche, welche dem Christentum sich nicht dienstbar machen lassen, etwa das Fastnachtstreiben, immer strikte abgelehnt[3], hat eine bestimmte Art «Gassenreligion», welche sich an das hält, was üblich und anständig geheissen wird[4], und ebenso die Vergötzung des Brauches[5] mit harten Worten gegeisselt. Dagegen lobt er jeden irgendwie christlichen Brauch, etwa die strenge Sonntagsheiligung, den gewohnheitsmässigen Kirchgang, das übliche Beten, die brauchgemässe Liebestätigkeit, die von der Sitte geforderte Nachbarhilfe bei einem Unglück: Sie alle können ja Anlass zu einem persönlichen Glaubensleben werden.

Das 'Feste' äussert sich dann ganz allgemein in jener unabgeblassten Sinnenhaftigkeit des Glaubens, die den Dichter im tiefsten angerührt hat, auch wenn er in seinem persönlichen Glaubensleben andere Wege gegangen ist[6]. Gott tritt so personenhaft ins Leben wie zur Zeit der Erzväter. Mädeli kann sagen, der liebe Gott sei ihm so nahe gekommen, «dass ich glaubte, ich sei an ihm a»[7], und Vreneli möchte, wenn es so recht fromm und froh ist, «dem lieben Gott um den Hals fallen»[8]. So wirkt Gott auch; er, der nach den Worten der Bibel die Menschen in das Buch des Lebens schreibt, der die Sünden der Väter heimsucht an den Kindern und Kindeskindern, hat Lohn und Strafe, Segen und Züchtigung buchstäblich in seiner Hand. Der Herr, der im Gewitter über die Häupter der Bauern weg rollt[9], hält nach ihrem Glauben den Blitz wie der Mensch einen Stein in der Hand und schleudert ihn auf den, der ihn geleugnet oder gelästert. Dieser 'primitive' Glaube – «das Sein des Blitzes in Gottes Hand, so wie der Ausdruck 'Hand Gottes', das sind (für den Dichter) bildliche Ausdrücke» – kann frommer Glaube sein, der alles unmittelbar Gottes Leitung zuschreibt, und ist wesentlicher als die Theorie des Blitzes in Schulmeistermund[10]. Das 'adelige' Vreneli ist in diesem Sinne fromm, nämlich erfüllt von dem «innigen Glauben an den Zusammenhang der

[1] E 5, 92. [2] Siehe S. 161 ff.

[3] Vgl. ferner zum Beispiel Zeitungsartikel gegen das Hochzeitschiessen in der 'Heiligen Zeit' E 13, 230 f.; gegen «das unerträgliche Neujahrssingen» E 13, 152.

[4] 23, 16; 8, 54. [5] Etwa 5, 338. 347.

[6] Vgl. die wichtigen Briefe an Burkhalter (E 5, 88 ff.) und Hagenbach (E 5, 359 ff.).

[7] 3, 158. [8] 4, 374. [9] 4, 195.

[10] Die ganze Stelle nach 3, 382 f. Natürlich tritt der Glaube an die Vergeltung oft auch vergröbert auf, z. B. 11, 195.

göttlichen Fügungen mit den menschlichen Handlungen»[1]. Wenn anderseits die widergöttlichen Mächte, der Teufel, die unsauberen Geister nach dem Glauben des Volkes handgreiflich genug ihr Unwesen treiben, so kann Gotthelf auch das nicht als 'primitiv' empfinden, sondern als der Heiligen Schrift Alten und Neuen Testaments durchaus gemäss.

Nun flutet aber der Glaube des Volkes weit über das Christliche hinaus. Mit erstaunlicher Weitherzigkeit steht der reformierte Pfarrer auf seiner Lebenshöhe allem sogenannten Aberglauben[2] gegenüber, doch wohl deshalb, weil seine eigene Religiosität allein vom Christentum aus nicht zu fassen ist[3]. Als Sinnbild dafür mag verstanden werden, dass vom Pfarrer Bitzius, der sich wiederholt bei Feuersbrünsten als Helfer rühmlich ausgezeichnet hatte, «die Sage ging, er könne das Feuer 'bannen', d. h. sein Weitergreifen verhindern, wenn er dreimal die Runde um die Brandstätte mache»[4]. Nach seinen Erfahrungen hat manches, was eine Zeitlang Aberglaube genannt worden war, sich bestätigt[5], und oft tritt «mitten in vielem Aberglauben... doch sichtlich hervor», dass das irdische Dasein an ein ewiges Leben geknüpft wird[6]. Solcher Glaube ist besser als der moderne Unglaube, der nur für wahr hält, was man «mit den Zwilchhändschen fassen oder an die Mistgabel stecken kann»[7]. Das Volk beweist dem Dichter «in unzähligen Gebräuchen und Gewohnheiten, ... es glaube an einen unbegreiflichen und geheimnisvollen Zusammenhang aller Dinge», und seine Meinung ist, «manches hierin könne geläutert und zum Bessern gewendet werden», während «anderes bereits offenbarer und rührender Ausdruck der Gottesfurcht ist»[8]. Den Volksglauben zu verstehen und zu läutern ist dem Dichter schöne Aufgabe. Er teilt den Glauben an das Wiederkommen der Toten nicht[9], findet ihn aber in einem geistigeren Sinne wahr: Der schlechte Name der Bösen ist «das Gespenst, das umgeht, wenn sie selbst schon lange in ihren Gräbern modern»[10]. Die Zahl der vom Dichter erzählten Sagen von ruhelosen Toten ist auffällig hoch; er verfolgt mit ihnen ethische Ziele: Auch Sagen können «Diener des Allerhöchsten» sein[11]. Besonders liegt ihm am Herzen, das Weiterwirken der Guten über das Grab hinaus in ein helles Licht zu stellen[12]. Der weitverbreitete Glaube an Geisterhäuser

[1] 11, 309. [2] K. Guggisberg a.O. 233ff.
[3] Muschg, Gotthelf passim; Muschg, Einführung 204f.
[4] W. Muschg, Jeremias Gotthelfs Persönlichkeit 65 (Zeugnis seiner Tochter Henriette). [5] 6, 261. [6] 13, 249. [7] E6, 335.
[8] W. Muschg, a.O. 121. Ähnlich 3, 87. [9] 12, 227.
[10] 17, 141 (Elsi); vgl. 20, 83ff. (Erbbase). [11] 16, 211 (Dursli).
[12] Am ausgeprägtesten im 'Silvestertraum' (16, 375ff.).

und Hausgeister gibt Anlass zu einer grossen Auseinandersetzung über den Geist, der die Häuser regiert, wobei die neutestamentliche Anschauung von den bösen Geistern, die, ausgejagt, mit Verstärkung wiederkommen, beigezogen wird[1]. Mehr als auf den Glauben oder den Brauch kommt es dem Dichter auf den Sinn, die Haltung des Gläubigen an. Die uralte abergläubische Handlung des Verpflöckens, bei der in der 'Schwarzen Spinne' das Tier unter Anrufung der drei höchsten Namen ins Bystal (den Fensterpfosten) gebannt wird, ist Ausdruck echter Frömmigkeit. Solange die drei Namen in jenem Hause gelten, ist das Untier gebannt; zur Zeit übermütiger Nachfahren bricht es aus, denn «ihnen fehlte der Sinn, der das Loch vermachte»[2]. Auf diese Weise bringt der reformierte Pfarrer auch der katholischen Volksfrömmigkeit Verständnis entgegen. Geweihte Gegenstände und Reliquien lehnt er als Zeichen unserer am Sichtbaren klebenden Natur allerdings ab[3]; aber das Segnen der Felder im Frühjahr findet er eine schöne Sitte, wenn «der Sinn dabei ist, der im äussern Zeichen das innere Wesen erkennt und weiss, dass nicht im Wasser der Segen ist, sondern im Geiste, der das Wasser spritzt»[4]. Entscheidend ist, dass der Christ den angeborenen unvertilgbaren Glauben «an das grosse göttliche Geheimnis... durch das göttliche Licht zu dem Bewusstsein (verklärt), ein unsterbliches Kind des ewigen Vaters im Himmel zu sein»[5].

Eine bestimmte Art krassen Aberglaubens lehnt er deswegen entschieden ab: «den Glauben an Zauberer und Zeichendeuter oder den gesamten Hexenglauben samt Totbeten und abergläubischem Segnen u.s.w.»[6], also alle Praktiken, die darauf ausgehen, «den allmächtigen Gott regieren zu wollen»[7]. Dagegen bekennt er sich ausdrücklich zu einem «höheren Aberglauben», dem «Glauben an ein wunderbares Hineinragen einer unsichtbaren Welt in unsere Welt». Für diesen sind «hochbegabte Menschen ... viel empfänglicher ... als flache Hohlköpfe»[8]; insbesondere neigen ihm die Frauen zu, die eben «mehr in der Gefühls- als der Verstandeswelt» leben[9]. In dieses Gebiet gehören die Ahnungen und Vorzeichen. Wer ein auf Gott gerichtetes Auge hat, versteht sie als Zeichen Gottes, sieht im Kometen die Zuchtrute[10], im Regenbogen so wie einst Noah «das Gnadenzeichen des Herrn»[11].

[1] 8, 317ff. Kapitelüberschrift 'Ein altväterisches Kapitel von allerlei Geistern'; 5, 364f. Man wird an J. P. Hebels Dengelegeist erinnert, wie überhaupt Hebel hier genannt werden muss. Vgl. W. Altwegg, Johann Peter Hebel (1935) 155f. [2] 17, 74. 79f. 83.
[3] 8, 237. [4] Ausführlich 12, 370ff. [5] 8, 133; vgl. 127ff. [6] 12, 90.
[7] 19, 272f. (Harzer). [8] 12, 90. [9] Mädeli 3, 131f. vgl. 111f.; Vreneli 11, 158.
[10] 24, 129f. [11] 24, 130; 10, 214.

Das düstere Buch vom 'Geltstag' endet mit einem solchen Zeichen[1], und dem zukunftsbangen Bräutlein Meyeli zieht durch den klaren Nachthimmel ein heller Stern, der seinen Wunsch zu Gott tragen wird. «Das ist der Segen frommer Gemüter, dass sie solch wunderbaren Tröstungen, von denen die Unfrommen keine Ahnung haben, offen sind»[2]. Vor solchen Gemütern müssen schliesslich alle Unterscheidungen in krassen und höhern Aberglauben versagen, vor Erdbeeri Mareili, das auf das 'Angehen' achtet[3], und vor der Grossmutter Käthi, in deren Herz der Glaube an brennende Männer, Tagwählerei, Angehen, Hexenwerk und Teufel und ein kindliches Vertrauen in den lieben Gott so gut beieinander Platz haben. Aber es gibt eben «eine Tiefe im menschlichen Gemüte, welche tiefer ist, als der Eimer reicht, mit welchem die Philosophie – wir wagen hinzuzufügen: und die Theologie – ihre Weisheit schöpft»[4].

Auf diesem Boden, so glaubt Gotthelf, kann eine geistliche Saat reifen; diesen einfachen Leuten traut er den einzigen wirklichen 'Fortschritt' zu: die Vereinigung des Himmels und der Erde, die Gemeinschaft mit dem Vater droben[5]. Hier freilich muss die volkstümliche Trägheit überwunden werden, hier jener konservative Sinn der Stolzen, die finden, «dass ihnen der alte Mensch vollkommen genüge, dass es ihnen in der alten Sünde sauwohl sei»[6]. Dann kann auch einer gewöhnlichen Bäuerin aufgehen, dass ihr Lebenszweck nicht ist, ein Dutzend Kinder auf die Welt zu stellen und ein paar tausend Gulden an einen Haufen zu kratzen, sondern «statt der alten Natur nach einer neuen zu trachten»[7], «ein neues Wesen zu werden»[8]. Das geistliche Ereignis der Heiligung[9], das sich im bescheidenen Gewand des Alltags vollzieht, ist ein Kampf: Im Ringen mit der Welt wachsen dem Menschen die Engelsflügel[10]. Diesen Kampf darzustellen ist des Dichters tiefstes Anliegen. Manchmal gestaltet er ihn als schmerzhaften Durchbruch – der natürliche Mensch wird in Schmerzen geboren, «der geistige Mensch noch viel mehr»[11]: bei Mädeli nach dem Tod des Kindes[12], beim Pächter Uli in der Krankheitskrise nach dem Hagelwetter[13]. Oft aber lässt er ein solches Leben heranwachsen wie einen Baum, 'gepflanzet an den Wasserbächen', möchte man hinzusetzen[14].

---

[1] 8, 342; zu 'blicken' Id 5, 62f. [2] 6, 12. [3] 21, 31ff. [4] 5, 411f.
[5] Hopf, Gotthelf als Pfarrer 119. Über den christlichen Fortschritt 2, 297f.; 13, 141.
[6] 14, 123. [7] 11, 67.
[8] 6, 34f.; ähnlich in einer Leichenpredigt (Hopf, Gotthelf als Pfarrer 132).
[9] Zum Wort: 7, 310. Günther, Wesen und Werk 27ff. 113ff. und oft. [10] 24, 66f.
[11] 9, 244. [12] 3, 149ff. [13] 11, 304ff. 338ff.
[14] Das Gotthelf liebe Bild vom Baum am ausführlichsten im 'Sonntag des Grossvaters' 21, 155ff.; ferner etwa 8, 56f.; 10, 195; Hopf a.O. 150.

Dem alten Käthi erkennt der Dichter «mehr als vierzigjährigen Heldenmut» zu[1]. Der Götti im 'Geltstag', «ein schlichter Bauersmann», der es mit der Nachfolge Christi ernst meint[2], betet die Sonne an, welche ihm im Herzen aufgegangen[3]. Aber erst im Tod ist das Ziel erstritten: Da beginnt das Gesicht des Grossvaters zu strahlen wie das eines Engels[4], und wie der Erbvetter Hans Joggeli, «ein unscheinbares Männchen»[5], verscheidet, da ist der alte Mensch «zusammengebrochen und hoch über ihn aufgewachsen der neue Mensch»[6]. Der Engel hat sich aus dem Tier herausgekämpft, «wie aus der Puppe der Schmetterling sich entfaltet»[7].

Einmal ist es dem Dichter vergönnt gewesen, diese Vereinigung von Himmel und Erde, die durch das Christentum vergeistigte und geadelte Bauernwelt, vollkommen darzustellen: in der Versöhnung der entzweiten Ehegatten in 'Geld und Geist'[8]. Auf die Hoheit des Erlebnisses – die 'Szene' ist jenseits aller Literatur – ist schon oft mit ehrfurchtsvoller Bewunderung hingewiesen worden[9]. Es bleibt zu erinnern, wie sehr das Wunder der Heiligung, dessen die Mutter Änneli und mit ihr die Familie gewürdigt wird, ganz mit dem Leben, Glauben und Brauch des einfachen Volkes verknüpft ist. «Wie das Höchste mit dem Alltäglichsten sich mischt»[10], tritt da lebendig vor Augen. Änneli, erschreckt durch ein Erlebnis in der Kirche (73 ff.), aufgewühlt durch die Predigt des Pfarrers (75 f.) und bestärkt durch «Ahnungen und Exempel aus ihrer Familie» (109), hat das Vorgefühl ihres nahen Todes. Darum will sie Frieden machen; «denn mit Streit komme man nicht in den Himmel», und «um ihr Plätzchen im Himmel wolle sie nicht kommen» (101). Beim Gang über die prangenden Fluren erlebt sie bildhaft, wie der Segen aus dem Frieden zwischen Himmel und Erde kommt (89). Dieses Segens ist sie samt ihrer Familie verlustig gegangen – durch eigene Schuld: Sie hat aufgehört, mit ihrem Gatten vor dem Einschlafen laut das Unservater zu beten (90), wie das in ihrem Haus alte schöne Sitte gewesen (19). Da schenkt ihr Gott die aus der Liebe stammende Demut (93), die Schuld auf sich zu nehmen (91). Im Gedanken an ihre tote Mutter wagt sie das «heilige Werk» (93), indem sie «unter unaussprechlichen Seufzern» wie früher das Gebet des Herrn zu sprechen beginnt. Die hundertmal brauch-

[1] 10, 266. [2] Hierüber grundsätzlich wichtig 2, 299. [3] 8, 307.
[4] 21, 123 (Sonntag des Grossvaters); vgl. auch 117. 141. [5] 19, 235.
[6] 19, 226. [7] 2, 86. [8] 7, 73 ff.
[9] Muschg, Einführung 37. Günther, Wesen und Werk 182 ff. Günther, Neue Gotthelf-Studien 70 ff. 101.
[10] Gotthelf braucht diesen Ausdruck für eine entscheidende Begebenheit in 'Zeitgeist und Bernergeist' (13, 510).

mässig gesprochenen Worte, nun zutiefst erlebt, helfen den Eheleuten, einander wieder zu finden (96f.)[1]. «Zum Zeichen, dass alles recht gründlich vergeben und vergessen sei», geht die Familie nach dem Wunsche der Mutter am Pfingstfest zum heiligen Abendmahl (102). Christen hat gerne eingewilligt; denn nach dem Nachtmahl habe es ihm allemal gewohlet, «es war mir fast der Seele nach, wie es mir ist, wenn ich zur Selteni einmal badete». Und es ist ihm «auch noch wegen den Leuten» (103); «Gott und Menschen können dann sehen, ob wir einander lieb haben oder nicht» (104). Mit dem christlichen Zeichen der Versöhnung zwischen Gott und den Menschen ist das Friedenswerk vollendet. Die Mutter Änneli aber wird, wie sie vorausgefühlt, in Bälde den Tod finden, den Tod einer einfachen Heldin (370ff.).

So hat sich dem Dichter 'der verborgene Mensch des Herzens' aufgetan. Darum nimmt er das Volk ganz ernst. Da müssen menschliche Kategorien, auch volkskundliche, verblassen. Der Bauer, der einfache Mensch überhaupt, steigt zu einer neuen Würde empor. Der Dichter hat als Republikaner und als Seelenkenner ein feines Gefühl für die (bei allen Ungleichheiten) grundsätzliche Gleichheit aller Menschen. «Drehe man die Erde, wie man will, kriegt man immer die gleichen Menschen in die Finger»[2]. Seit je hat es ihm besonderen Spass gemacht, hoch und niedrig zusammenzuknüpfen[3]. Das Herz entscheidet: «Es gibt verschiedene Kleider in der Welt, seidene und zwilchene, aber nur ein Menschenherz», und es ist ein grober Irrtum der obern Stände zu glauben, «der liebe Gott hätte für jede Menschenklasse einen besondern Teig angemacht»[4], Weggliteig und solchen von rauhem Mehl[5]. Dieser Spass ist ernst gemeint: Die tiefste Gleichheit ist die Gleichheit vor Gott. Gotthelf weiss, «dass wir alle, König und Schelm, eigentlich nur dr Gottswille da sind»[6]; ebenso wahr sind alle Menschen hochgeboren, denn alle sind Gott verwandt[7]. «Gott sieht nicht auf das Was, sondern auf das Wie, es kommt auf die Treue an»[8]. Nirgends schöner zeigt sich diese Würde des Einfachen als im Gottesgeschenk der Liebe: im Aufblühen der Neigung des einäugigen, blatternarbigen Jakobli Jowäger zu dem dr Gottswille-Kind Meyeli[9], in der Treue des Mägdleins Anneli[10], in dem schmerzlichen Sehnen des einsamen Vreneli[11], selbst im Herzeleid des mannstollen Mädi, das, «ein vierzig-

---

[1] Ähnlich kommt dem verzweifelten Schulmeister (2, 305) Hilfe; vgl. auch das alte Gebet 3, 225.

[2] 12, 303f. ähnlich 6. [3] Etwa 2, 225; 5, 397; 6, 86. 124; 12, 41f.; 24, 9.

[4] 1, 177f. [5] 5, 290; hier auch das treffende Bild vom Hausgang. [6] 6, 26.

[7] 15, 159 (Armennot). [8] 14, 126 mit bildkräftiger Weiterführung.

[9] 5, 120f. 128f. [10] 1, 172ff. [11] 4, 335ff.

jähriger Kuchimutz», von der Liebe getäuscht und verlassen auf einem Dengelstock sitzt[1]. Und das junge Schulmeisterweib Mädeli vermag – «ohne sogenannte Bildung» – die Sonne einer armseligen Haushaltung zu werden, weil die Liebe «die Trägerin, Nährerin, Leiterin aller Kräfte geworden»[2], die Liebe, «die siebenzig siebenmal vergibt»[3], «die wahrnimmt, was kein Verstand des Verständigen sieht»[4].

Die Wissenschaft mag hier Halt gebieten und eine solche Darstellung der sehnsuchtsvollen Einbildungskraft des Dichters zuweisen, der in seinem Wunschdenken Volksgeist und Christentum, Erde und Himmel zusammengezwungen hat. Gotthelf würde sich dagegen verwahren. Was er so glühend ersehnt, hat er im Leben des Volkes hier und dort aufleuchten sehen. Er ist tatsächlich Bauern begegnet, die wahre Väter für ihre Dienstboten gewesen sind[5], Männern in Zwilch und Halblein, reich an tiefem Sinn und gesundem Denken[6], Gemeindevorgesetzten, die als christliche Hausväter mit gutem Beispiel andern vorangegangen sind[7]. Und in einer Leichenpredigt – er hasste die «volkstümliche» Lobhudelei bei diesem Anlass[8] – sagt er von einer Frau seiner Kirchgemeinde, die nach dem frühen Tod ihres Gatten sieben Kinder erzogen und einem ausgedehnten dreifachen Gewerbe vorgestanden hatte: Sie ward «Vater und Mutter zugleich und entwickelte hier eine Kraft, eine Ruhe, eine Klugheit, welche dem begabtesten Manne zum Muster und Vorbilde dienen können»[9]; und von einer andern: Sie «vermochte von früh morgens bis zum späten Abend rastlos tätig zu sein in irdischen Dingen und doch den ganzen Tag des Herrn zu bleiben und seine Magd», und wenn an sie der Ruf ihres Gottes «ergehen wird: komm her, du Getreue, du bist über wenigem getreu gewesen, ich will dich über vieles setzen, so wird sie diesen Ruf hören»[10]. Solche Menschen sind der dichterischen Schau nicht unebenbürtig. Wenn die Volkskunde von heute 'das Volk' so ernst nimmt wie der Dichter, wird sie bezeugen, dass diese Art nicht am Aussterben ist.

---

[1] 5, 289ff.; siehe auch E 1, 220ff. [2] 3, 205. [3] 3, 101.
[4] 3, 206; ebenso 147. [5] 14, 215f.
[6] 16, 28 (Fünf Mädchen); der 'philosophische Bauer' trägt die Züge des Kleinbauers und nachmaligen Amtsrichters J. Burkhalter in Niederönz.
[7] Visitationsbericht 1845 (bei G. Buchmüller a.O. 189).
[8] E 13, 54f. [9] Hopf, Gotthelf als Pfarrer 128. [10] Ebenda 115 und 112.

Der Abschluss der Arbeit ist durch einen Urlaub vom Schuldienst, gewährt durch die Realschulpflege des Kreises Gelterkinden und die Erziehungsdirektion des Kantons Basel-Land, und durch finanzielle Unterstützung des Schweizerischen Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung ermöglicht worden, die Drucklegung durch einen Beitrag der Goethe-Stiftung für Kunst und Wissenschaft. Der Verfasser dankt herzlich für diese Hilfe. In Dank verbunden ist er dem Vorstand der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde, namentlich dem Obmann, Herrn Prof. Dr. W. Egloff in St. Gallen, für seine Bemühungen, ferner Fräulein Els Havrlik in Basel und Herrn Dr. O. Gass, Kantonsbibliothekar in Liestal, für gern gewährte technische Unterstützung, seinem Kollegen Oscar Müller in Gelterkinden für wertvolle Hinweise, vor allem aber Herrn Prof. Dr. K. Meuli in Basel für mannigfache freundliche Anregungen und für seine väterliche Hilfe und Anteilnahme.